Erzählungen des Schiffsarztes

von

Hugo Rosenthal-Bonin

Stuttgart, Berlin, Leipzig,
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/erzhlungendessch01rose

Die

Erzählungen des Schiffsarztes

und andere Novellen.

Von

H. Rosenthal-Bonin.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

RBR
Jantz
15423

Inhalt.

	Seite
Señor Menandez' Tochter	1
Im Zufluchtszelt	47
Mariettas Ideal	85
Sein Urgroßvater	101
Ein Künstlerlos	125
Der Meisterschuß	155
Aus der Studienmappe	173
Im Ghetto Roms	197
Jugendpraxis	233
Die Reisegefährtin	255

Señor Menandez' Tochter.

Berlin war noch nicht Weltstadt, aber die Kranzlerecke dort „Unter den Linden“ und an der großen Friedrichsstraße hatte schon einen völlig weltstädtischen Charakter durch den Strom von Menschen und Fuhrwerken, die dort vorüberfluteten. In der Kranzlerschen Konditorei am Fenster zu sitzen war daher überaus interessant; man sah in Gesichtshöhe und aus nächster Nähe so vielerlei Gestalten und Erscheinungen des Berliner- und Fremdenlebens an sich vorüberkommen, daß auch der Stumpfste und Gedankenloseste hierbei unerschöpfliche Unterhaltung hatte — das zog mich oft zu Kranzler, und so hatte ich mir denn eines Nachmittags auch einen der niedrigen harten Rohrstühle erobert und saß auf dem Tritt und schaute in das Menschengewirr.

Ich war nach zehnjähriger Abwesenheit von Chicago in meine Heimats- und Geburtsstadt zurückgekehrt, und diese hatte sich in allen Verhältnissen — das Jahr achtzehnhundertsechsundsechzig lag dazwischen — derartig verändert, daß ich ein völlig Fremder geworden.

Dies hatte etwas Wehmütiges. Das alte gemütliche, wohlfeile Berlin mit seinen hundert Omnibussen,

dürftigen Droschken, stillen Konditoreien, seinen Weißbierlokalen und wenigen Bierstuben für Echtes war in den Orkus der Erinnerungen hinabgesunken, und eine glanzvolle, hastige, unruhige Stadt aus der dunkeln Tiefe der schnellschöpferischen Neuzeit emporgestiegen, voll Häuserprunk, bedeckt mit vergoldet-schreienden Firmaschildern und einer flutenden Bevölkerung, die von jener in New York und San Francisco in ihrem Gebaren und ihrer äußeren Erscheinung durchaus nicht sehr verschieden war. Daran dachte ich soeben, als eine „amerikanische Bekanntschaft", d. h. eine Person, die mir dort drüben nahe gestanden haben mußte, mit dem Menschentreiben an mir vorüberzog.

Ich bog mich zurück, um ihm nachzusehen — doch er war verschwunden —, plötzlich tauchte er im Rahmen der schmalen Eingangsthür auf, und ich sah ihn zu einem der zeitungsbedeckten, vergoldeten Marmortische sich begeben.

Das war sein Gang, dieses langsame, nachdenklich lässige Einherschreiten, dies seine Haltung, den Kopf auf den etwas hochgezogenen Schultern grüblerisch nach vorn gebeugt, die Figur lang und hager. Die Zeit hatte all diese Besonderheiten noch markanter gemacht. — Es gab aber nur einen Menschen, der so ging, und nur ein Gesicht so wie seines — auch hier hatten die Jahre vertieft und ausgegraben — der geradlinige germanische Typus war etwas scharfkantig geworden, die Gesichtsfarbe hatte jenes Gelb, wie dies bei Leuten sich ausbildet, die lange in den Tropen gelebt, das braune Haar

fiel noch voll, glatt, ziemlich lang herab, und jetzt hob er die Augen — ohne Zweifel: das war er!

Ich stand auf.

Er blickte mich an.

„Theodor!“ kam von meinen Lippen.

Er stutzte, erschrak fast: „Paul Heim — — Heimberger!“ sprach er langsam.

„Theodor Follen, du hier, in Berlin?“

Wir reichten uns beide die Hand und ließen sie lange bei einander wie Menschen, die sich einst nahe gestanden, viele Jahre sich nicht gesehen und die jetzt ein überraschender Zufall zusammengeführt hatte.

„Ich wußte nicht, daß du wieder in Europa seiest!“ ließ er verlauten.

„Und ich glaubte dich fest verankert drüben — ich hörte so mancherlei Gerüchte!“ entgegnete ich.

„Gerüchte von Veracruz?“ warf er, mich ernsthaft anblickend, fragend ein.

„Ja, sogar sehr seltsame.“

„Hm!“ machte er — „ich blieb all die Jahre dort, es waren eigene Verhältnisse.“

„Was hast du gehört?“ fragte er mich.

Ich zögerte mit der Antwort.

„Nun, sag's nur. — Ich weiß, es lief mancherlei Dummes, sogar Niederträchtiges über mich um — die Leute begriffen es nicht.“

„Es waren dunkle Dinge, mir ganz unklare Vor-

kommnisse, die erwähnt wurden," versuchte ich auszuweichen.

„Nun, Paul," — begann er darauf — „wir waren ja einst intime Freunde, du vielleicht der einzige, den ich je besessen, wenigstens meinem Herzen nach, und heut, als ich dich nach zehn für mich inhaltsschweren Jahren erblickte, fühlte ich sofort wieder den alten großen, tiefen Zug in meiner Brust, der mir sagt: wir sind noch die alten guten Kameraden, vereint auf Leben und Tod, wenn auch Jahrzehnte dazwischen liegen. — Dir will ich sagen, wie es zugegangen, alle übrigen geht es nichts an, es ist mir auch völlig gleich, was sie von mir denken, über mich sagen, ich halte es nicht der Mühe wert, mich vor diesen zu rechtfertigen, wenn dies Wort hier überhaupt am Platze ist — ich bedarf meiner Meinung nach keine Rechtfertigung — es gibt in der Praxis eines Arztes Dinge, von denen alle Schulweisheit der staatlichen und gesellschaftlichen Gesetzgeber und Moralisten sich nichts träumen läßt. Rechtfertigen will ich mich also vor dir nicht, sondern dir klarlegen, weshalb ich so handeln mußte, nicht anders konnte, wenn man sich nämlich auf einen höheren Standpunkt stellt, als auf den der Philister-Anschauung, und auf dieser höheren Warte der Weltbetrachtung stand ich und stehe ich noch heute, und du, das weiß ich, heulst auch nicht mit der Menge. Jedoch hier ist nicht der Ort dazu!" unterbrach sich mein Freund — „komm in den Tiergarten, das Wetter ist ja

mild und freundlich, und dort auf einer Bank läßt sich gerade jetzt schön plaudern."

Er nahm meinen Arm und wir schlugen den Weg zum Brandenburger Thor ein.

Es war um die Mitte des September, der Sommer kühl und naß gewesen und die Bäume besaßen noch auffallend dichtes Laub, wenn auch schon bedenklich viel bunte Herbstzeichen am Boden lagen. Nach nebeligen Vormittagen brach nachmittags die Sonne hervor und übergoß mit flimmerndem, sanftem Licht die sich allmählich zum Winterschlaf vorbereitende Natur.

Diese Stimmung zeigte der Tiergarten — die stille, warme Luft war erfüllt mit gedämpftem Licht, die Vögel zwitscherten stark und hier und da fiel knisternd ein dürres Blatt von den Bäumen. Wo die Sonne am Himmel stand, war das Firmament blau, rings herum jedoch lagerten hell erleuchtete, schwere, wolkige Nebel, den nahe bevorstehenden Winter ankündigend.

Der große Park der Weltstadt war heute gerade nicht sehr besucht; wir nahmen auf einer von den Hauptwegen etwas abgelegenen Bank Platz.

Schweigsam hatten wir den nicht kleinen Weg zurückgelegt, schweigend saß mein Freund und sah vor sich hin, mit seinem Stock das am Wegrande liegende dürre Laub in das Gras schiebend, und ich unterbrach sein Nachsinnen nicht.

„Du weißt," begann er plötzlich nach langer Pause,

langsam mit verschleierter Stimme, „daß ich in Veracruz meinen Dienst verließ!“

„Ja, man behauptete, du wärest desertiert.“

„Nein, das ist nicht wahr,“ bestritt er lebhaften Tones — „mein Vertrag lief ab und ich habe ihn einfach nicht erneuert; daß dies dem Kapitän unangenehm war, begreife ich wohl, aber unser gegenseitiges Verhältnis war derart, daß ich nach jedem großen Kurs in jedwedem Hafen, wo es mir gefiel, bleiben konnte. Ich wollte mich ja irgendwo niederlassen in der Neuen Welt — jedoch ich sehe, daß man alles zu meinen Ungunsten gedreht hat, und ich will dir eingehend den ganzen Gang der Sache darstellen“ — nahm mein Freund, der Doktor Follen, den Faden seiner Erzählung wieder auf.

„Spielen, das weißt du, ist auch eines nach dem europäischen Moralkodex sehr scharf verurteiltes Laster — aber in Veracruz zu damaliger Zeit war es der einzige Zeitvertreib, der sich einem bot. Fast jedes Hotel war ein Spielsalon mit einigen dazugehörigen Logierzimmern, alles spielte, und ich auch. Was hätte man auch thun sollen — das Schiff lag im sonnenglühenden, nach Teer und faulenden Fischen riechenden Hafen — zu schaffen gab es nichts. Nachts war ich an Bord und am Tage, wie die gesamte Mannschaft, am Lande. Zu lesen war nichts da; Spazierengehen in der heißen Sandwüste um Veracruz kann man nicht. — Rum trinken, schlafen, damit mochte ich auch meinen Tag nicht verbringen. Ich

spielte also, manchmal hoch, sehr hoch, manchmal niedrig, und gewann sogar zumeist.

Eines Tages stehe ich wieder an dem grünen Tisch und lasse meine Silberdollars rollen; es war gerade eine sehr interessante Serie, ich hatte ziemlich viel Geld auf dem Brett, da fühle ich, daß jemand mir auf die Schulter klopft.

Ich glaubte zuerst, daß es eine jener liebenswürdigen braunen Damen wäre, die auf Kosten der Bankhalter den ‚guten' Spielern starke Weine kredenzen, und schaute mich deshalb gar nicht um. Das Klopfen wiederholte sich jedoch sehr eindringlich, und ich wandte mich.

Ein Herr verbeugte sich vor mir. Es war ein langer, hagerer, braungelber Spanier, auf den ersten Blick vom Durchschnittstypus der Grundbesitzer dort, Habichtsnase, scharfe Augen, blutleerer Mund und ledergelb. Dieser Mann hatte ein vornehmeres Aussehen als die Haciendenbesitzer der Umgegend, und besonders in seinem dunkeln Auge lag ein Ausdruck von Kummer, Gram und Verzweiflung, der mich stutzig machte.

‚Verzeihung, Señor, für die Störung!' stieß der Mann hastig heraus; ‚ich bitte in einer für mich dringenden Angelegenheit um einige Minuten Gehör!'

Mein Blick mußte wohl etwas erstaunt fragend auf dem Störer, denn beim Spiel darf niemand angeredet werden, geruht haben.

‚Sie sind der deutsche Arzt von der ‚Lorley‘?‘ fragte er dringlich.

‚Ja, der bin ich.‘

‚Bitte, mein bester Herr, ich flehe Sie an, die Verzweiflung schreit aus einem Vaterherzen zu Ihnen, kommen Sie einen Augenblick heraus und schenken Sie mir Gehör!

Die Worte des angstvoll hastig sprechenden Mannes stimmten überein mit dem, was aus seinen Blicken schon vorher sich mir aufgedrängt — das waren die Herzenstöne wahrer Not — und ich Arzt. Jedoch es war gefährlich, hier als Arzt aufzutreten; die ansässigen spanischen Heilkünstler, wunderbare Mediziner überhaupt, machten kurzen Prozeß mit fremden, namentlich deutschen Konkurrenten. Man konnte eines Morgens mit einem sicher geführten Stich durch die Brust tot aus dem Hafenwasser gezogen werden. Du kennst ja die Verhältnisse damaliger Zeit!“ flocht Doktor Follen ein, „und ich hatte keine Lust, so mein Leben zu beschließen.“

„Der Spanier,“ fuhr Theodor fort, „mußte diesen Gedankengang in meiner zögernden Haltung, in meinen Mienen gelesen haben. ‚Es wird Ihnen nichts geschehen!‘ flüsterte er, ‚ich bürge Ihnen dafür; mein Name ist Antonio Menandez, Sie werden ihn vielleicht gehört haben!‘

Das traf zu; ich verbeugte mich, denn vor mir stand einer der reichsten Männer von ganz Mexiko.

‚Geld ist bei jenen Herren alles!‘ fuhr der Spanier eilig flüsternd fort, ‚und ich habe jenen schon vorher die Mäuler gestopft, sie werden schweigen und es wird Ihnen nichts geschehen. Jetzt, bitte mein Herr, lassen Sie mich nicht länger bangen, folgen Sie mir auf die Veranda!‘ drang der Spanier in mich.

Ich zog meinen Einsatz zurück und begab mich mit dem Spanier auf den von riesigen, geradlinig aufsteigenden Kaktuspflanzen wie mit einer Mauer umgebenen Vorplatz, wo zuerst die Tausende von feuerroten Blüten, welche aus dem stacheligen Grüngrau hervorleuchteten, mich wahrhaft blendeten.

Ich hielt meine Hand vor die Augen.

Der Spanier mußte diese Bewegung falsch aufgefaßt haben. ‚Denken Sie nicht über Ihren Verlust, trauern Sie darüber nicht, was ist Geld!‘ sprach er auf mich ein; ‚ich gebe Ihnen, was Sie wollen, verlangen Sie Hunderttausende — ja ich gebe Ihnen mein Vermögen, und retten Sie meine Tochter!‘

Ich kannte die spanische Freigebigkeit in Worten und legte auf solche Versprechungen sonst nicht viel Gewicht, hier dagegen fühlte ich, daß der Mann es so meinte, wie er sagte.

‚Also Ihre Tochter ist krank!‘ forschte ich; ‚was fehlt ihr?‘

‚Sie schläft.‘

‚Sie schläft dauernd?‘

‚Ja, seit sechs Wochen.‘

‚Ohne Nahrung zu sich zu nehmen?‘

‚So ist es; seit zwei Wochen genießt sie nichts mehr.‘

‚Unmöglich!‘ rief ich aus.

‚Herr, es ist leider so, wie ich sage. Erst bekam sie die Bleichsucht, dann wurde sie apathisch und wollte nichts mehr essen aus Melancholie. Wir zwangen sie, sie schluckte mechanisch, was wir gaben, und verdaute es auch, dann schlief sie tiefer ein und schluckte nicht mehr. Wenn nicht schnelle Hilfe kommt, ist sie bald tot,‘ stöhnte jetzt der Spanier. ‚Alle Aerzte hier haben sie behandelt, ich ließ welche von New York kommen, von San Francisco; sie gaben ihr tausenderlei, es half nichts; jetzt thun sie nichts weiter, als schütteln die Köpfe. Sie sind ein deutscher Arzt, ich habe gehört, daß Sie ein tiefgelehrter Mann seien. Sie sind meine letzte Zuflucht. Herr, helfen Sie ihr, sie ist mein einziges Kind!‘ Der Spanier brach in ein heftiges Weinen aus, und mich erschütterte es tief, als ich die Thränen durch seine braunen, knochigen Finger der Hände, die er vor das Gesicht schlug, rollen und zur Erde fallen sah.

Es gibt Männer, die Frauen nicht weinen sehen können, ich kann Männer nicht weinen sehen.

Alle Bedenken waren jetzt bei mir wie weggeblasen. ‚Wohnen Sie hier in der Stadt?‘ erkundigte ich mich.

Der Spanier richtete sich auf. ‚Meine Besitzung, wo sich auch die Kranke befindet, ist am Fuße der

Cofreberge, in der Richtung nach Jalapa, sechs gute Stunden von hier,' lautete seine Antwort. ‚Ich habe zwei Maultiere im Hotel schon vorbereitet,' fügte er hinzu.

‚So reiten wir!' entschloß ich mich.

Nach einigen Minuten trabten wir auf zwei der starken pferdeartigen Maultiere, wie man sie dort ja hat, durch die langweilig gleichförmigen Straßen der Stadt und hatten bald die zerbröckelten Befestigungswerke und grauen, sonnverbrannten Forts hinter uns.

Du kennst die dürre, wasser- und vegetationslose Ebene, auf der Veracruz liegt, stundenweit nichts als Sonnenglut, gelbgrauer Sand, schwärzliche Sümpfe und das ewig ruhige, blauleuchtende Meer, welches das Auge ermüdet, wie die tote Landfläche höchst niederdrückend stimmt.

Mir war doppelt schwer zu Mute.

Die landschaftliche Umgebung hat stets großen Einfluß auf meine Gemütsstimmung ausgeübt, und hier ritten wir durch eine Wüste, auf der die Luft vor Sonnenglut wogte und zitterte; kein Baum, kein Strauch kein Halm, der in der jetzigen Jahreszeit dem Auge Labung bot, einem Ziele zu, das mir große Sorge machte.

Ich hatte nämlich nach allem, was mir der Spanier gesagt, wenig Vertrauen auf meine Kunst. Mir war der ganze Zustand unbegreiflich. An diesen sogenannten wochenlangen Schlaf glaubte ich nicht. Ein Sopor, wie wir Mediziner gewisse Arten langen Schlum-

mers nennen, führt gewöhnlich bald zum Tode, und sechs Wochen sollte dieses Mädchen schon schlafen! Außerdem schneite ich plötzlich in Verhältnisse und Lebensbedingungen hinein, die ich nicht kannte, in eine mir ganz fremde Welt. Was mochten da für Dinge mitgespielt haben, um das Mädchen in diesen seltsamen Zustand zu versetzen! Mir unbekannte, für mich ganz dunkle Faktoren. Wie sollte ich diese mit einemmal gewissermaßen entdecken, auffinden. Ich hatte hier keinen realen Boden unter meinen Füßen, und du weißt, ich war stets ein wissenschaftlicher Arzt, der auf erforschtem Grund und Boden mit sicherer Hand baute. Ich hatte mir all das mit Ernst und Eifer zu eigen gemacht, was die vielverzweigte ärztliche Kunst an wahrem Gold zu Tage gefördert. Mein Blick war scharf, und in den Kliniken von Wien und Paris hatte ich mir tüchtige praktische Erfahrungen gesammelt. Ich konnte mich als Arzt trotz meiner Jugend mit dem besten messen; ich war in meinem Fach sonst mutig, kühn sogar, wie ein guter Arzt das sein muß; hier jedoch hatte ich das Gefühl der Unsicherheit, und das ist gewöhnlich die Mutter des Mißerfolges.

Mein Blick fiel auf den verzweifelten Vater neben mir, der sichtlich seine letzten Hoffnungen auf mich gesetzt hatte; der arme Mann saß wie gebrochen auf seinem Tier, die Augen umflort, starr in stummem Schmerz vor sich hin gerichtet; sein gramdurchfurchtes Gesicht flößte mir tiefes Mitleid ein. Wie würde er erst aus-

sehen, wenn er wüßte, wie mir zu Mute wäre!‘ dachte ich, indem wir wortlos den öden Weg verfolgten. Mir ward schließlich das lange Schweigen zu drückend, ich mußte mich auch, so viel wie möglich, über die Kranke und über die vorliegenden Verhältnisse informieren; der Ritt dauerte noch mehrere Stunden und ich hatte so Zeit, mir ein annäherndes Bild von dem Untergrund des Zustandes der Leidenden wenigstens zu machen und stand dann doch nicht ganz waffenlos ihr gegenüber.

‚Wie alt ist Ihre Tochter, Señor?‘ begann ich daher den Spanier zu fragen.

‚Sechzehn Jahre alt und nach unserem Klima vollkommen entwickelt schon seit zwei Jahren,‘ erhielt ich zur Antwort.

‚Wann begann die Bleichsucht?‘ forschte ich weiter.

‚Vor einem Jahre‘, gab Señor Menandez Auskunft.

‚Lag irgend eine Krankheit oder sonst ein anderes eingreifendes Vorkommnis der Erkrankung zu Grunde?‘ suchte ich mich zu orientieren.

‚Nichts, das ich wüßte. Meine Tochter lebte wie eine Blume dahin, rein, unberührt von der Welt, sie war ein Kind und war plötzlich eine Jungfrau, wie das in unserem heißen Klima meist sich zu gestalten pflegt; dann bekam sie die Idee, daß Fleisch zu essen Sünde wäre, weil man dazu ein Tier tötet; sie nährte sich nur von Reis und Früchten, ward still und trübsinnig, teilnahmlos, und mit letzterem begann die eigentliche Krank-

heit; sie ward immer apathischer, bis sie endlich in diesen Schlummer fiel, bei dem sie von Tag zu Tag, wie mir scheint, elender und schwächer wird und dessen Ende ein völliges Erlöschen des Lebens sein muß.‘ So erklärte Señor Menandez mit erstickender Stimme.

Mich interessierte aus diesem Bericht besonders das Aufgeben der Fleischnahrung und die Idee von der Sünde der Tiertötung. Das Mädchen mußte feiner organisiert sein als die Durchschnittsmasse der spanisch-amerikanischen Frauen, die ich von längerem Aufenthalt in Brasilien her kannte, und ein tieferes Seelenleben führen. Vielleicht war ihre Mutter von einer anderen Rasse!

‚Lebt die Mutter noch?‘ erkundigte ich mich vorsichtig, um darüber etwas zu erfahren.

‚Nein, Herr. Meine gute Frau ist schon lange gestorben; sie war sehr zart, eine Schwedin, und konnte das hiesige Klima nicht gut ertragen. Meine Tochter hat viel von ihr,‘ fügte Señor Menandez nachdenklich hinzu.

Jetzt ward mir manches klar. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß es nie gut war, wenn Personen so gänzlich verschiedener Volksstämme sich miteinander verheirateten; die Kinder waren in diesen Fällen fast immer schwächlich und überzart und erreichten selten ein langes Leben.

Diese Betrachtungen waren nicht dazu angethan, mich zuversichtlicher zu machen, im Gegenteil, sie stimmten meine bei der Erwähnung der Abkehr von der Fleisch-

nahrung schwach auftauchenden Hoffnungen gänzlich herab — aber die Erzählung des Spaniers hatte doch wenigstens das Gute, mich für dieses jedenfalls nicht unbedeutende Mädchen zu interessieren, und über den seltsamen Fall tief nachsinnend und auf die Patientin sehr gespannt, trabte ich den in der Ferne immer mächtiger sich auftürmenden blauen kegelartigen Bergreihen zu.

Das Land war von Hügelstreifen durchzogen; diese wurden höher, in tiefen Thälern trat Wasser und damit tropische Vegetation auf, eine waldige Schlucht öffnete sich vor uns mit merikanisch-starren Baumstämmen, deren Wipfel von gewaltig großen, schneeweißen oder von glutroten, glockenförmigen Blumenkelchen durchsetzt waren; mannshohe Gräserarten standen am Wege und ein reiches Tierleben, namentlich von bunten Papageiarten und riesigen Geiervögeln, entfaltete sich.

Nach einer Stunde langsamen Steigens kamen wir auf eine von Lichtungen durchzogene Hochebene, und aus einem wahren Hain von Palmen und überaus üppigem Buschwerke leuchtete jetzt ein großes Haus uns entgegen, nicht hoch, aber reich und elegant, dessen luftige Vorbaue nach allen Seiten ganze Reihen zierlicher weißer Steinsäulen zeigten.

‚Dort sind wir am Ziele,‘ sprach Señor Menandez jetzt, und schon öffnete sich die große weißangestrichene Gitterthür und ein Rudel gefleckter, haarloser Hunde sprang uns entgegen und umkreiste heiser bellend die Maultiere.

Der Spanier winkte einem Diener, der uns entgegengegangen, und dieser beruhigte die Hunde.

Wir ritten in den großen blumenerfüllten Vorgarten der Hacienda ein und stiegen ab.

‚Señor werden sich erst erfrischen wollen,‘ wandte sich der Spanier zu mir.

‚Nur einen Moment. — Ich bitte um eine Schale Wasser, Gesicht und Hände einzutauchen, und um einen kühlen Trunk. Es drängt mich vor allem die Kranke zu sehen,‘ erwiderte ich.

Señor Menandez wies mir zwei der schönsten Zimmer im Hause an, ausgestattet mit all dem Luxus, den die Mittel eines Millionärs nur herbeischaffen konnten.

In wenigen Minuten hatte ich den Staub der Straße abgespült, ein Glas Limonade getrunken, und schon trat auch der Spanier in das Zimmer, bereit, mich zu der Kranken zu führen.

Wir durchschritten einen langen Gang, eine stark nach Vanille riechende, mit Schlinggewächsen durchzogene Holzgalerie und traten durch eine lautlos in ihren Angeln sich drehende Mahagonithür in einen ganz dunklen Raum, wenigstens schien mir das zuerst so. Ein dunkles Etwas befand sich in dessen Mitte.

‚Dort ist meine Tochter,‘ flüsterte, auf den Fußspitzen gehend, der Spanier.

‚Ich sehe nichts, ich muß Licht haben,‘ wandte ich mich an Señor Menandez.

‚Meine Tochter beunruhigte es und wir ließen die Bambus herunter,‘ entgegnete leise der Spanier.

Als Antwort darauf ging ich an das Fenster und zog die Rouleaux von dichten Bambusstäben energisch empor. Eine Flut von Licht strömte in das Zimmer — und auf einem hohen Bett, das einem Katafalk unangenehm ähnlich sah, erblickte ich jetzt eine Mädchengestalt liegen: die Hände kreuzweise auf der weißseidenen Decke ruhend, wachsbleich mit durchgeistigtem, abgezehrtem Gesicht; eine auffallend scharfe, feine Linie bildete die gebogene Nase — es war die des Vaters —, ein voller Mund zeigte wunderbar geschnittene blutlose Lippen; das Kinn war schön, aber hart modelliert; die Stirn alabasterweiß, von blauen Aederchen durchzogen, ebenso die eingefallenen Schläfen; ein blauer unangenehmer Schimmer lag auf den gewölbten Augenlidern; die Hände waren gelblich und hatten jene glänzende, mumienartige Haut, welche den Arzt gewöhnlich sehr ernst stimmt. All dies übersah ich mit einem Blick. — Ein Arzt kann ja mancherlei ohne besondere Gemütsbewegung sehen. Hier war ich heftig erschüttert.

Es lag etwas unsagbar Edles, Reines, Geistiges, Feenartiges über der ganzen Erscheinung — etwas Ueberirdisches. Das war nicht Leben und nicht Tod. Es schien ein Wesen von einer andern Welt, von einem verklärteren Licht, nicht bedürftig des Materiellen dieses Sterns, auf dem wir leben.

Dies anscheinend sterbende Mädchenbild war lieblich wie zartblühendes, jungfräuliches Leben und ernst, hoheitsvoll zugleich wie der Tod, rührend durch den reinsten Ausdruck kindlicher Unschuld — seltsam gleichend einem Engel von einem Overbeckschen Bilde, einem sterbenden Engel, wenn man so sagen könnte. — Und doch fiel mir bei genauer Prüfung etwas auf — die hochgewölbten, dunklen Augenbrauen waren über der Nase zusammengewachsen, fein und scharf, sie bildeten einen seltsamen Gegensatz zu dem mattbraunen, etwas rötlichen, glattgeschnittenen Haar und hatten etwas stark Irdisches, machten einen sinnlichen Eindruck, den die vollen schwellenden Lippen trotz der Schwachrosafarbe noch erhöhten. — Ich stand auch hier vor einem physiognomischen Rätsel, so geheimnisvoll dunkel wie die Krankheit.

Bei dem Einfallen des hellen Lichtes hatte die Kranke nicht gezuckt, sich nicht geregt und bewegt.

Ich sammelte mich und schritt zur Untersuchung. — Ich nahm eine ihrer Hände in die meine; die magere, federleichte Hand war kühl, widerstandslos. — Ich strich über ihre Stirn und ließ meine Hand einen Augenblick auf dieser ruhen. Da ereignet sich etwas Merkwürdiges: — die Kranke regte sich leise und atmete für ihren Zustand sonderbar tief.

Ich nahm meine Hand geradezu erschreckt fort. — Das Mädchen schlummerte weiter.

Ich bat jetzt den Vater, seine Hand der Tochter auf die Stirn zu legen.

Das Mädchen reagierte nicht darauf.

Ich brachte nun von neuem meine Hand auf die schmale weiße Stirn.

Die Kranke zuckte mit den bläulichen Lidern und ihre Lippen zeigten eine eigenartige Bewegung, wie wenn jemand im Traum schwach lächelt.

Ich fühlte, daß ich blaß wurde, daß mir alles Blut zum Herzen strömte; was ging hier vor — welche Beziehungen bestanden denn zwischen mir und jenem Mädchen?

An Magnetismus und dergleichen anderes mystisches Zeug glaubte ich nicht, ich verwarf es auf Grund meiner Naturanschauung und meiner ganzen ärztlichen Bildung. — Aber was waren denn hier die Faktoren, welche jene, wissenschaftlich gesprochen, geradezu ungeheuren Wirkungen auf das Mädchen ausübten?

Ich ließ das Kammermädchen des Fräuleins kommen, ein schönes, junges Geschöpf; sie mußte der Kranken die Hand auf die Stirn legen — es war ohne Wirkung. Der Hausdiener wurde leise citiert, der Rechnungsführer des reichen Gutsherrn, ein stattlicher schöner Spanier aus dem Mutterlande, aus Barcelona, ich veranlaßte sie zu dem gleichen Versuch — alles blieb wirkungslos.

Ich gab den Leuten einen Wink, sich zu entfernen, und Herr Menandez und ich waren wieder allein bei der Kranken. Ich brachte die Hand an die schimmernd weiße eingefallene Wange des Mädchens — dieselben Erscheinungen wie bei der Berührung der Stirn.

Lange stand ich sinnend vor dem Lager der seltsamen Patientin. Die dunkeln Augen des Spaniers, der von dem, was eigentlich vorging, nichts wahrnahm, hingen, das merkte ich, mit angstvoller, martervoller Spannung an meinen Mienen.

Ich untersuchte das Herz. Es schlug klein, langsam, kaum vernehmbar. Ich ließ meine Hand darauf ruhen — der Schlag verstärkte sich, er ward nach wenigen Sekunden lebhafter. Ich zog meine Hand beinahe ängstlich zurück — der Ton verfiel in die dumpfe Mattigkeit von vorher.

Nun wandte ich mich an den Vater: ‚Herr Menandez,' sprach ich ernst und tief ergriffen, ‚ich sehe eine schwache Möglichkeit, Ihre Tochter heilen zu können. Es kann ziemlich lange Zeit dauern, aber ich habe etwas wahrgenommen, was vielleicht die erlöschende Lebensflamme wieder anfachen könnte, vielleicht, wenn die Wirkung anhält.' Ich sprach langsam und leise.

Der Spanier ergriff heftig meine beiden Hände und bedeckte sie heiß mit Küssen und Thränen, bevor ich Zeit hatte, sie wegzuziehen.

‚Sie haben mir noch nicht zu danken, bis jetzt noch nicht, Señor Menandez,' erklärte ich dem armen Mann. ‚Wir stehen hier vor einem geheimnisvollen Rätsel der Natur, wohin die Wissenschaft bisher noch nicht leuchtete. Ich operiere hier mit Kräften, die wissenschaftlich terra incognita sind, und hier versinkt leicht wieder alles in

Dunkel und Nacht. Ich experimentiere vorläufig nur, Herr Menandez,' betonte ich, ‚und das Experiment *kann* gelingen. Ich habe eine schwache Hoffnung, daß es gelingen könnte, nicht mehr, Herr. Ich werde jedoch mein ganzes Wissen, meine ganze Kraft einsetzen, um Ihre Tochter zu retten, wenn sie noch zu retten ist. Dazu aber, Señor Menandez, ist es nötig, daß alle meine Anordnungen bis zur Peinlichkeit genau und gewissenhaft befolgt werden, die geringste Abweichung oder Störung kann den Erfolg in Frage stellen, leicht sogar gänzlich vernichten.'

‚Jeder Ihrer Befehle soll heilig gehalten werden, Herr Doktor,' versicherte der Spanier. ‚Ich werde darüber wachen, als gälte es mein Leben.'

Ich begab mich auf einige Stunden zur Ruhe, denn ich war körperlich und geistig erschöpft.

Abends ging ich wieder zur Kranken.

Nun machte ich die Erfahrung, daß, sobald ich ins Zimmer trat, das Mädchen dies fühlen mußte, denn ihre sonst leblos stillen und wie aus durchsichtigem Alabaster gemeißelten Gesichtszüge nahmen mehr den Ausdruck einer Schlummernden an, einer still und ruhig Schlummernden, welche aber dennoch ein gewisses Gefühl der Außenwelt hat.

Ich ließ Licht, viel Licht bringen und setzte mich an das Lager der Kranken. Die zuerst schwache Atmung wurde eine Idee stärker. Ich kontrollierte dies mit einer

Flaumfeder, die ich auf die Lippen legte — die Feder wurde zuletzt fortgeblasen.

Auffallend war mir, daß die Patientin gegen Geräusche und Töne auch so stark unempfindlich war, und doch hatte mir der Vater versichert, daß Constancia — so hieß die Tochter — sehr fein hörte. Herr Menandez hatte in meiner Gegenwart sich gegen ihr Ohr gebeugt und ihren Namen gerufen — sie hatte sich nicht geregt. Ich neigte nun mich zu ihr und flüsterte in das kleine, bei der Kerzenbeleuchtung wie Perlmutter glänzende Ohr: ‚Señora Constancia, hören Sie mich!‘

Das Mädchen hörte jetzt jedenfalls etwas, denn die Augenlider zuckten, ihr Kopf machte eine kleine Bewegung, auch die Atmung verstärkte sich auffallend.

Nun gab es für mich keinen Zweifel mehr. Ich übte auf die Kranke einen Einfluß, den man unwissenschaftlich mit dem Namen magnetisch bezeichnet. Ich hatte eine geheimnisvolle Macht in meiner Hand, auf diese Person zu wirken; was für eine Gewalt dies war: tierischer Magnetismus, elektrisches Fluidum, persönlich wirkende Kraft, wie man dies nennen mochte, war mir ganz nebensächlich — das Faktum ließ sich nicht abstreiten, und der Entschluß ward in mir völlig reif; diese Kraft als Heilfaktor bei dem armen Mädchen wissenschaftlich zu benutzen, zunächst also vermittelst dieser darauf hinzustreben, die Kranke wieder zur Aufnahme von Nahrung zu veranlassen. Geflügel war im Ueberfluß vorhanden.

Ich stellte einen Fleischthee her und, da ich die Vorstellung der Kranken, nur Pflanzenkost genießen zu wollen, ja kannte, verdeckte ich den Fleischgeruch und Fleischgeschmack des Thees mit Rosenblätterextrakt. Mit dem so zubereiteten Aufguß ging ich zur Kranken. Ich legte meine Hand sanft auf ihre Stirn, näherte meinen Mund ihrem Ohr: ‚Constancia,‘ sprach ich, ‚bitte, trinken Sie diesen Thee.‘ Dann brachte ich, indem ich ihre Schultern mit der einen freien Hand hob, die Schale an ihre Lippen. Sie öffnete die Lippen ein wenig, ich goß ihr von der Flüssigkeit in den Mund, sie schluckte aber nicht. Ich flüsterte in ihr Ohr: ‚Ich bitte Sie, Fräulein, trinken Sie, es gilt Ihr Leben.‘

Ein neuer Versuch, ihr den Thee beizubringen, mißglückte wieder. Ich hob zum drittenmal die Kranke und hielt den Thee an ihren Mund, durch einen Zufall geriet hierbei meine Wange nahe an die ihre. Das Mädchen machte wieder eine Bewegung der Augenlider, die Lippen öffneten sich mehr als früher, und es gelang mir, fast die halbe Tasse des starken Thees ihr einzuflößen; sie schluckte ganz ordentlich.

‚Was hatte jetzt diese Wirkung hervorgebracht?‘ grübelte ich. Die Annäherung meiner Wange an die ihre — war es dies, oder begleitete dieser Umstand nur zufällig das Schlucken —? Stand er mit dieser starken Lebensäußerung, mit dieser Willenskraft in Verbindung? Ein neues Rätsel.

Die Nahrung wurde behalten.

Ich bereitete fort und fort frischen Fleischthee und gab der Kranken zweistündlich die Nacht hindurch auf dieselbe Weise den kräftigenden Trank; das Kammermädchen mußte nach meiner Anordnung bei dem Fräulein wachen.

Morgens legte ich mich schlafen, und als ich nach einigen Stunden wohlthuender Ruhe aufstand und zur Kranken ging, bemerkte ich mit Freuden eine frischere Färbung der Lippen und einen leisen lebensvollen Hauch in dem abgezehrten Gesicht. Die Kranke schlief jedoch weiter, die Augen blieben geschlossen, und schien das Mädchen nur für Geräusch empfindlicher.

Vier Tage setzte sich diese Behandlung fort, dann bereitete ich Fleischsaft, dessen Geschmack ich gleichfalls mit dem Aroma einiger starkduftenden Lilienarten, die im Garten wuchsen, verdeckte, denn ich fürchtete, ihre Abneigung gegen die Fleischnahrung könnte mir einen üblen Streich spielen. Ich brauchte jedoch deshalb, wie ich bald merkte, gar nicht in Sorge zu sein, denn das Mädchen schluckte jede Nahrung, wenn ich ihm zuredete.

Ich ließ in die Thür ein Schiebfensterchen machen und beobachtete durch dieses die Kranke.

Wenn ich nicht im Zimmer war, nicht nahe bei der Patientin, lag sie apathisch schlummernd regungslos da. Sobald ich eintrat und zu ihr hinging, sobald ich eine ihrer Hände ergriff, ihre Stirn, ihre Wange berührte,

verbesserte sich sofort ihre Gesichtsfarbe, kam eine starke Erregung in ihrem ganzen Wesen zum Ausdruck, jedoch bis zum Erwachen war es noch sehr weit.

Das beunruhigte mich einigermaßen. Die Ernährung war befriedigend, die Kräftezunahme sichtlich, die Blutbildung mußte demnach wieder von statten gehen, und dennoch wollte dieser Schlummerzustand nicht weichen. Ich grübelte über einen stärkeren Eingriff, den die Kranke jetzt wohl ertragen konnte — aber welcher Art sollte dieser sein?

In diesen Tagen war es, daß die Aufforderung des Kapitäns der ‚Lorley‘ an mich gelangte, mich an Bord wieder einzufinden, weil er abfahren wollte; ich schrieb aber, daß ein schwerer Fall, dessen ärztliche Behandlung ich übernommen, mich für längere Zeit noch im Hause des Antonio Menandez fesselte und ich demnach mein Dienstverhältnis zur ‚Lorley‘ lösen müsse; meinen rückständigen Sold möchte er unter die Mannschaft verteilen, daß sie sich davon einen guten Tag machte. Eine Antwort kam von dem Kapitän nicht, es bedurfte aber auch einer solchen nicht bei unserem Uebereinkommen, und von Desertierung konnte demnach nicht die Rede sein. Das war ein entstellendes Gerücht, gleich, wie es scheint, hinsichtlich vieler anderen Dinge, die mich bei dieser Angelegenheit betrafen.

„Also der Heilprozeß“ — fuhr Doktor Follen in seinem Bericht fort — „schien still zu stehen und ich mußte über stärkere Mittel nachsinnen.

Was fehlte aber meiner Kranken eigentlich und welche Mittel konnte ich anwenden? In den Büchern steht von solchen Fällen nichts, stand wenigstens vor zehn Jahren noch nichts, in meiner Praxis war es mir auch noch nicht vorgekommen.

Medikamente für diesen Zustand gab es keine; heiße Bäder erwiesen sich erst zu stark erregend und nachher schädlich erschlaffend. Kalte Waschungen, dafür war die Patientin zu schwach; sie konnte nicht das nötige Maß von Eigenwärme dagegen setzen. Ihr Leben hing, das sah ich wohl, an einem Fädchen, wenn auch jetzt mehr Hoffnung als vor zehn Tagen vorhanden war, ihr Leben zu erhalten und sie vielleicht gesund zu machen. Einzig von erprobter wohlthätiger Wirkung, ja als einziges Heilmittel blieb die seltsame Einwirkung meiner Person. Wie konnte ich diese jedoch steigern? Worin bestand dieser belebende, den Willen der Schlummernden weckende Einfluß, den ich auf dieses Mädchen in so wunderbarer Weise ausübte. Was war diese geheimnisvolle, unerklärliche Macht —? Immer wieder und wieder legte ich mir diese Fragen vor, und das Resultat war stets dasselbe, wenn ich nicht an mystische Dinge glauben, wenn ich auf dem Boden der Wissenschaft stehen bleiben wollte, und dazu zwang ich mich, ich fand hier keine Antwort.

Sollte es elementare, naturmächtige Liebe von füreinander bestimmten Personen sein? die könnte so wirken — das Mädchen aber hatte mich nie gesehen.

Der Ausdruck ihres Gesichts hatte allerdings etwas von einer glückseligen Befriedigung, wenn ich zugegen war. Von mir ging diese — Beseelung möchte ich es nennen — sicherlich nicht aus. Ich fand diese Person eigentümlich schön, edel, fein und hochinteressant — mein Herz ließ sie ruhig und nicht die Spur eines wärmeren Gefühles regte sich bei mir für sie. Konnte solch eine Liebe bei einer von Blutleere Schlummernden, derartig kranken und schwachen Person auftreten? — das war Unsinn! Und dennoch war in den kleinen Zügen, die sich offenbarten, in ihrem Gesichtsausdruck etwas, das mich zu dieser Erklärung des rätselhaften Vorganges hinlenkte. Ich liebte sie entschieden nicht, ich würde sie nie lieben; sie hatte durchaus nicht die Art der Frauen, die mich fesselten; ich liebte das Kräftige, Gesunde, ja das Robuste, und eine einfache Seele dabei — die Psyche dieses Mädchens war so überfein wie ihr Körper, — durfte ich nun dies schlummernde Gefühl in ihr verstärken und darauf die Heilung bauen? — als gewissenhafter Mann nicht, — als Arzt? Kannst du mir die Frage beantworten?" — wandte sich mein Freund an mich.

Ich schüttelte den Kopf.

„Wenn sie erwachte" — fuhr Doktor Follen fort — „wenn sie zu sich kam und sah, daß ich sie nicht wiederliebte, würde die so wunderbar geartete Person da nicht sterben an dem Heilmittel, das ich bei ihr angewendet? Das war die zweite große Frage.

Sollte ich nicht lieber fortgehen, den Fall als verzweifelt aufgeben und sie ihrem Schicksal überlassen und so aus diesem Labyrinth entkommen? Das durfte ich als Arzt nicht und konnte es auch nicht, denn der Fall nahm den ganzen wissenschaftlichen Menschen mit allen Fasern seines Daseins bei mir gefangen. Ich hatte schon einen zu großen Erfolg erzielt, es hatte sich in mir eine Art verbissener, eigensinniger, hartköpfiger Wut entwickelt, sie herzustellen, und mein einziges Heilmittel war und blieb der bedenkliche Einfluß meiner Persönlichkeit. Dazu kam noch ein Gefühl für den Vater, den ich als edlen hochherzigen Menschen schätzen gelernt, der wahrhaft wieder auflebte, sobald ich ihm nur eine Spur von Hoffnung machte, und der ganz überglücklich sich gebärdete durch die schwachen Spuren der Besserung, welche er bei der kranken Tochter wahrnahm. Ich vernichtete auch das Leben dieses Mannes, das war sicher, wenn ich die Kranke verließ. Mit der Existenz dieses Mannes war das Wohl und Wehe von Tausenden verknüpft, und diese Verantwortlichkeit ruhte gleichfalls auf mir.

Ich erwog, wie du siehst, alles und durchschnitt diesen gordischen Knoten mit dem Schwerthieb, zu bleiben und das Mädchen um jeden Preis zu heilen, unbekümmert um die Folgen, mit dem Heilmittel, das allein sich mir ergeben, mit der geheimnisvollen Macht meiner Persönlichkeit.

Vorerst wandte ich noch Elektricität, Schallwirkung,

Oeffnung der Augen und Lichteinfall und ähnliche von der Wissenschaft gebotene Mittel an. Als diese nichts halfen und ich merkte, daß Constancia, soweit ihr Zustand den Ausdruck gestattet, begierig lauschte, wenn ich in ihr Ohr sprach, begann ich schmeichlerisch zu reden mit süßer, sanfter Stimme, sie bittend, mich anzusehen.

Die Augen blieben geschlossen, die Wirkung jedoch war außerordentlich.

Als ich fortging, ward nämlich die Kranke so seltsam unruhig, daß ich einen Herzschlag fürchtete; ich kehrte wieder um und sprach beruhigend zu ihr weiter, sie lächelte sichtlich, sie atmete ruhig, fast normal, sie schien selig zu schlummern.

War es nun dies Lächeln, war es jene fanatische Wut, sie durchaus geheilt zu sehen um jeden Preis, die wissenschaftliche Neugier, wie weit mein Mittel wirken würde, es trieb mich, den Effekt meiner Einwirkung aufs höchste zu steigern. — Ich küßte sie auf den Mund.

Eine Art Schauer lief durch ihren ganzen Körper und sie schlug die Augen auf, große hellbraune Augen, und ehe ich, aufs heftigste dadurch erschreckt, in der folgenden Sekunde entsetzt sogar, zurückweichen konnte, legten sich zwei feine, magere Arme um meinen Hals, dann schlossen sich die Augen und die Arme sanken wieder leise herab. Ich eilte aus dem Gemach, gab der Zofe Befehl, bei ihrer Herrin zu bleiben und schloß mich in mein Zimmer ein.

Ich war aufs tiefste betroffen. Hätte ich ahnen können, daß sie gerade in dem Moment aufwachte, wo ich die stärkste Potenzierung meines Einflusses auf sie anwandte, ich würde das nie unternommen haben, oder sollte sie durch den Kuß selbst erwacht sein, das schien mir nicht glaublich, die Einwirkung konnte nicht momentan sich so steigern. Nach den vorangegangenen Erregungen traf es sich gerade so unglücklich; das war und ist noch heute meine Meinung.

Was sollte ich jetzt thun?

Das Mädchen mußte in ihrem Halbschlummer den Traum von der Nähe eines geliebten Wesens gehabt haben, sonst hätte es die Arme nicht um meinen Hals gelegt, demnach waren es mit der Blutleere zugleich dämmernde Liebesgefühle, die mit ihr schliefen, welche auch den Untergrund ihrer Erkrankung abgaben, denn bei so zart organisierten Wesen kann ein derartiges Zurückbleiben der Entwickelung in Verbindung mit anderen Schädlichkeiten solche Bleichsuchtszustände, wie das Mädchen aufwies, hervorrufen.

Das war meine wissenschaftlich scharfsinnige und, wie ich glaube, sicher auch richtige Diagnose. Was half dies aber mir?

Ich hatte im Ton eines Liebhabers zu dem Mädchen gesprochen, sie geküßt, was ihr nicht verborgen geblieben, ihre Psyche geweckt; das Experiment, welches ich als Arzt, nur als Arzt ausgeführt, war mir gelungen, aber

ich liebte sie nicht, absolut nicht. Was würde der morgende Tag bringen? Mir bangte davor, in ihr Zimmer zu gehen, ich war voll Sorgen und Angst. Mir war zum Ersticken beklommen zu Mut, ich hatte nicht den Mut, heute noch einmal, wie ich das jeden Nachmittag that, nach ihr zu sehen.

Ich überzeugte mich, ob mein Zimmer fest verriegelt war, und warf mich auf mein Bett, um ruhig denken zu können. Kaum einige Minuten mochte ich gelegen haben, da entstand stürmisches Laufen vor meiner Thür, Stimmen erschallten, es pochte laut.

Ich öffnete und Señor Menandez stürzte in meine Arme, küßte mich wieder und wieder und rief: ‚Sie ist erwacht, sie sieht um sich, sie hat gefragt: ob nicht ein großer, heller Mann im Zimmer gewesen, sie hat Sie also schon gesehen. Das ist durch Ihre Kunst geschehen, durch Ihre Kunst, edler Mann, wie kann ich Ihnen das lohnen?‘ So jubelte der Spanier, und mir schnitt besonders das ‚edler Mann‘ ins Herz.

‚Was haben Sie auf die Frage Ihrer Tochter geantwortet?‘ fand ich endlich Worte, den Señor zu unterbrechen.

‚Daß sie recht hätte. Der große hellfarbene Mann sei ein Deutscher, ihr neuer Arzt, der sie zum Leben erweckt hätte; da hätten Sie sehen sollen, wie sie purpurrot wurde,‘ sprudelte in der Freude seines Herzens der Spanier heraus.

Wie sie rot wurde. Diese Worte gruben sich tief in meine Brust. Also wußte sie vollkommen klar, was geschehen. Wie sollte ich unter diesen Umständen vor sie hintreten, wie sie weiterbehandeln?

Am liebsten wäre ich jetzt geflohen bis ans Ende der Welt. Jedoch durfte, konnte ich das jetzt noch weniger als früher. Ich mußte als Arzt durchführen, was ich begonnen, und als Mensch versuchen, gut zu machen, was ich gefehlt — wenn ich nämlich gefehlt habe!" — fügte Follen nachdenklich hinzu. „Ich will lieber den Ausdruck wählen: als Mann auf mich nehmen, was ich zu tragen mir aufgeladen, und das that ich.

Ich bat Señor Menandez, mich einige Minuten allein zu lassen, weil ich mich sammeln müßte.

Nach einer Stunde, so lange brauchte ich, um völlig ruhig zu erscheinen, ging ich in das Zimmer der Kranken.

Man hatte sie wieder allein gelassen, weil sie sich sehr erschöpft zeigte.

Sobald ich eintrat, erwachte sie, sah mich an, errötete, atmete tief, schloß die Augen lange Zeit und öffnete sie wieder, mich seelenvoll und innig ansehend.

‚Sie sind mein neuer Arzt!' begann sie mit leiser, verschleierter Stimme.

Ich fand noch keine Worte und nickte nur zustimmend.

‚Ich habe Sie schon gesehen, als ich schlief. Mein Vater sagte mir, daß ich sechs Wochen geschlafen hätte.

Ich habe Sie schon lange Zeit gesehen, Sie traten plötzlich vor mich hin, Sie waren von goldenem Licht umflossen wie der Heiland, und ich wußte, Sie würden mein Retter von irgend etwas Dunklem werden. Mir war wohl, wenn Sie bei mir standen, dann wichen die dumpfen Nebel, die auf mir lagen, und die Sonne schien warm, freundlich und schön. So fühlte ich, ich wollte Sie gern deutlich sehen, aber ich konnte nicht. Es lag mir wie Blei auf den Augen — ich sah Sie aber gewissermaßen doch, wie — weiß ich nicht.' Erschöpft schwieg das Mädchen jetzt und schloß wieder lange Zeit die Augen.

Jetzt ergriff ich das Wort und bat sie, nicht mehr zu sprechen — das Reden würde ihr schaden, mahnte ich sanft.

Bei dem Ton meiner Worte sah sie mich wieder ganz entzückt an.

‚Ich hörte Sie auch reden, jetzt weiß ich es gewiß,' begann sie von neuem, ‚das sind dieselben Töne, die ich vernommen, sie waren mir wie Arznei, sie verjagten die schweren Nebel, die mich zu erdrücken drohten.' Plötzlich sah sie auf meinen Mund, ihre Augen bekamen einen seltsam starren Ausdruck, sie erschrak sichtlich, sie ward rot bis über den entblößten Hals und kehrte sich um.

Ich verließ das Zimmer noch schwereren Herzens, als ich es betreten. Von jetzt an kehrte sie sich stets um, wenn ich in das Gemach kam, und sprach nie mehr

mit mir, sie befolgte jedoch alle meine Vorschriften, nahm den Fleischsaft, schließlich Fleischnahrung, Zwieback, und wurde kräftiger, regsamer. Ihr Gesicht gewann an Fülle, ihre Arme, ihre Hände rundeten sich.

So ging das zwei Wochen; seit jenem ersten Tage des Erwachens hatte ich nicht einen Ton von ihren Lippen gehört, kein Blick war auf mich gefallen.

Eines Morgens, als ich zu ihr kam und ihren Puls fühlte — sie hatte mir auch dabei stets den Rücken zugewandt und veränderte auch jetzt ihre Lage nicht —, nahm sie langsam meine Hand, führte sie zum Munde und küßte sie zart und innig.

Ich hatte nicht den Mut, die Hand wegzuziehen.

Die Genesung machte jetzt auffallende Fortschritte; noch zwei Wochen und sie verließ das Bett und blieb einige Zeit auf dem Sofa. Sie schlug die Augen stets vor mir nieder und beantwortete meine Fragen nur leise, ohne mich anzusehen; als ich jedoch einmal beim Fortgehen mich nach ihr umschaute, nahm ich wahr, daß ihr Blick mir groß, beharrlich, gespannt folgte.

Jetzt konnte sie schon Stunden auf einem Lehnsessel zubringen; sie war, wenn nichts dazwischen kam, außer Gefahr, die Genesung würde mit Zunahme der Kräfte normal fortschreiten, und eine Leitung ihrer Pflege meinerseits war jetzt nicht mehr nötig.

Ich wollte nun versuchen, ob ich aus der drückenden Lage, ohne Gefahr für das Mädchen, scheiden könnte;

es drängte mich, den Versuch zu machen; vielleicht hatte ich mich in der Stärke und Tiefe ihrer Gefühle getäuscht, vielleicht schwand mit der Gesundung die Exaltation. Ich erklärte daher Herrn Menandez, daß seine Tochter so weit hergestellt sei, um ohne meine Hilfe die Rekonvalescenz zu bestehen, und bat ihn, seiner Tochter dahinzielende, vorbereitende Andeutungen zu machen.

‚Dahinzielende, vorbereitende Andeutungen,‘ wiederholte er, mich scharf ansehend.

Ich hielt seinen Blick nicht aus und schaute zur Erde.

‚Würde Ihr Fortgehen meine Tochter so stark erschüttern können?‘ forschte ernst der Spanier.

‚Es wäre nicht unmöglich,‘ antwortete ich.

Der Spanier sah mich weiter durchdringend an: ‚Wenn Sie das fürchten,‘ entgegnete er, ‚weshalb bleiben Sie nicht noch länger hier? Ich weiß es, Sie haben nichts zu versäumen. Wir haben uns bestrebt, Ihnen den Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen. Was zieht Sie fort, Herr Doktor, und weshalb wollen Sie uns vor der vollkommenen Genesung meiner Tochter verlassen?‘

‚Ich muß fort, Herr Menandez!‘ warf ich ein.

‚Sie müssen?‘

‚Ja!‘

‚Das ist schlimm, und ich soll meine Tochter darauf vorbereiten?‘

‚Sie als Vater können das am besten,‘ antwortete

ich, ‚und wir wollen sehen, wie Fräulein Constancia es aufnimmt. Ich würde nichts thun, Herr Menandez, was etwa einen großen Rückfall verursachen könnte,‘ fügte ich, als der Spanier bei meinen Worten blaß wurde, hinzu.

‚So werde ich mit meiner Tochter vorsichtig über Ihre Absicht reden,‘ entschied sich Señor Menandez und ließ mich allein.

Er that dies am nächsten Tage und die Folgen waren für mich geradezu furchtbar.

Es traten Weinkrämpfe, Ohnmachten und tiefe Melancholie bei der Tochter auf und ich war überzeugt, daß das Mädchen nach wenigen Tagen wieder in den alten und nun ohne Zweifel tödlichen Schwächezustand zurückfallen würde.

Auch Herr Menandez wußte jetzt, wenn er vorher noch nicht völlig klar gesehen haben sollte, wie es mit seiner Tochter und mit mir stand.

Er suchte mich im großen Garten hinter dem Hause auf, wo ich in einer wahrhaft paradiesisch üppigen Fülle von Pflanzen, Blumen und Bäumen saß und, aufs tiefste niedergeschlagen und ratlos, stumpf in diese Pracht und Herrlichkeit einer überreich spendenden Natur schaute.

‚Herr Doktor,‘ begann er mit trüben Augen, ‚könnten Sie meine Tochter denn nie liebgewinnen, sie ist doch ein Mädchen, wie es wenige gibt?‘

‚Ich weiß es nicht,‘ antwortete ich mit fast zerspringender Brust.

‚Sind Sie anderweitig gebunden?‘ fragte mich der Spanier.

‚Nein.‘

‚Wollen Sie ihr nicht zum zweitenmal das Leben retten, sie am Leben erhalten, Herr Doktor?‘

‚Kann, darf man denn ohne Liebe ein Weib nehmen?‘ fragte ich dagegen. ‚Würde das denn zum Glück des Weibes ausschlagen, würde dies es nicht bald merken?‘

Der Spanier sah einige Augenblicke stumm zur Erde, dann schaute er mich seltsam groß an und sein Auge sprühte ein eigentümliches Feuer. ‚Nein, sie würde es nicht merken, wenn Sie es ihr nicht zeigten.‘

‚Weshalb verlangen Sie, Señor, daß ich mein Lebensglück Ihrer Tochter opfern soll?‘ bäumte sich alles in mir auf gegen den unentrinnbaren Zwang, in dem ich mich befand und den der Vater jetzt noch verstärkte.

‚Mit meiner Tochter wird kein Mann unglücklich, das Opfer ist klein, Herr,‘ antwortete der Spanier, ‚und nehmen Sie es auf sich, Herr, handeln Sie anders, wenn Sie können.‘ Mit diesen Worten verließ mich Señor Menandez.

Ja, handle anders, wenn du kannst, das wiederholte ich mir tausendmal, stündlich, täglich, Tag und Nacht, — und ich blieb und übernahm wieder die Pflege des Mädchens.

In einer Woche war der Rückfall besiegt und

Constancia machte sogar schon Gehversuche — erst durch das Haus, dann im Garten — die, auf meinen Arm gestützt, ihr sehr gut gelangen. So führte ich sie an einem glutrot dämmrigen Abend in den Park. Plötzlich wandte sie den Kopf zu mir:

‚Sie haben fort wollen, Sie haben von mir fort wollen,‘ sprach sie mit atemloser Stimme. ‚Mich allein im Leben wieder lassen wollen. — — Haben Sie mich nicht einmal geküßt?‘ fragte sie nach einigen Momenten schamhaften Schweigens, und ihr Ton zitterte wie Mondlicht auf Espenlaub, und ich wußte nicht, war sie von der Beleuchtung so glutrot oder veranlaßte diese Färbung die Frage.

‚Das habe ich gethan,‘ antwortete ich in einem Tone, der mir selbst für das arme Mädchen rücksichtslos, finster und dumpf klang.

Sie schaute mich darauf groß an.

‚Sie lieben mich nicht?‘ tönte es fragend weiter von ihren Lippen, und dieser Ton hatte einen ersterbenden Klang, der mir fast das Herz brach, denn ich hörte daraus, daß mein Nein ihr sicherer Tod gewesen wäre.

Um meinen verzweiflungsvollen Zustand mit einemmal zu enden, rief ich fast wild: ‚Ich liebe Sie.‘

Sie schlang ihre Arme um meinen Hals, schmiegte sich an mich, sah mit Augen zu mir auf, die überirdisch von Glück strahlten, und sagte ernst: ‚Ein Deutscher lügt nie!‘

Ich konnte mich nicht halten. Ich bin doch sonst kein Empfindling, aber mir stürzten plötzlich die Thränen aus den Augen und ich weinte laut.

Constancia faßte das auf ihre Weise auf. Sie küßte mir die Thränen von den Wangen. ‚Ja, du sollst glücklich bleiben, ich werde dich glücklich machen, geliebter Mann,‘ flüsterte sie. ‚Ich werde dich glücklich machen für ewig, ich sehe gar kein anderes Leben als dein Glück. Nun sollst du sehen, wie gesund und schön ich werde,‘ setzte sie jubelnd hinzu.

Darauf ward sie so schwach, daß ich sie in das Haus tragen mußte.

Dann aber erholte sie sich wunderbar schnell; sie blühte auf wie eine Rose, ihr Gesicht ward frisch, ihre Gestalt voll und elastisch, in kaum einem Monat war sie derartig jugendlich blühend, daß kein Mensch es geglaubt hätte, daß sie vor einem Vierteljahr vor Blutleere dem Tode entgegenschlummerte und nur noch wenige Tage vor der Auflösung sich befand.

Señor Menandez war die Liebe und Güte selbst gegen mich, nur wich er meinen Blicken aus.

Ich hatte mein Schicksal mannhaft auf mich genommen und befand mich in einer sanften Melancholie, die Constancia an mir, wie ich sagte, besonders liebte.

Der Würfel war gefallen, ein Zurück gab es nicht mehr für mich, und ich heiratete die gerettete Patientin nach Verlauf von weiteren drei Monaten.

Wir wohnten im Hause des Vaters. Ich gab mein Praktizieren auf und widmete mich der Baumwollkultur, welche mein Schwiegervater im großartigsten Maßstab betrieb.

Constancia schwamm in der Hochflut des Glückes, und ihr Gesundheitszustand blieb befriedigend, wenn auch hier und da plötzlich auftretende Trübsinnsanfälle für kurze Zeit wieder ein sonderbares Zurücksinken der Kräfte verursachten und mir zu denken gaben.

Ich war so liebevoll zu ihr, als es mir nur möglich war; ich erfüllte ihr jeden Wunsch, den ich ihr nur aus den Augen absehen konnte, jedoch sonderbarerweise fragte sie gerade dann mich unter fast beängstigenden Zärtlichkeitsausbrüchen: ‚Theodor, liebst du mich, liebst du mich auch, ist es nicht unr Güte, was du für mich thust? du bist ja gegen die Tiere auch so gut. Geliebter, ich bin nicht zufrieden, wenn du mir nicht hundertmal des Tages sagst, daß du mich lieb hast.‘

Ich suchte dergleichen Verdachte wegzuscherzen, indem ich ihr bei solchen Gelegenheiten sagte, daß ich ja dann jedes andere Geschäft aufgeben könnte.

‚Und wenn auch,‘ war darauf gewöhnlich ihre Erwiderung, ‚du bist reich genug, um leben zu können, wie es dir gefällt, du bist viel zu viel fort von mir auf der Plantage — und ich kann es nicht genug hören,‘ kehrte sie wieder zum Ausgangspunkt unseres Zwiegesprächs zurück.

Es lag etwas Wahres in dem Vorwurf über mein vieles Fortsein. Ich hatte mich mit einer Art Hast in die reale Welt der Geschäfte gestürzt, so daß mein Schwiegervater über meinen Eifer als Baumwollenpflanzer und -händler scherzte.

Ich mußte etwas haben, das mich stark beschäftigte, das meinen ganzen Menschen in Anspruch nahm.

Nach solchen Unterredungen war ich dann ganz besonders vorsichtig in meinem Benehmen gegen Constancia und kalkulierte auf das sorgsamste aus, wie ich ihr Liebe erzeigen konnte; ich mußte es ausdenken und mir vornehmen, denn so lieb und wert mir Constancia war, so tief mich ihre Liebe rührte, ihr Geist oft durch Feinheit und Originalität entzückte, mein Herz sprach nicht für sie, es blieb stets so ruhig wie ein Meer, das keinen Wind und keine Wellen kennt, und mein Verhalten ihr gegenüber sprudelte nicht wie ein Quell aus meinem Innern hervor; ich war mir dessen wohl bewußt, verwünschte es oft, arbeitete und strebte an mir, dazu zu gelangen; es war alles vergeblich.

Ich trug sie auf Händen, wirklich, das that ich, denn sie verdiente es, glücklich zu sein; sie war ein edles, hervorragendes Geschöpf, das alle Frauen, die ich bisher kennen gelernt, an Tiefe des Gemütes, an schönen Geistesgaben weit überragte; auch ihre Schönheit war eine ganz aparte, die eines verklärten Engels und eines irdischen Weibes zugleich; aber Liebe, jene Liebe des

Mannes zum Weibe, die das Weib ruhig und sicher im Besitz des Mannes macht, konnte ich in mir nicht heraufzwingen.

So lebten wir zwei Jahre, dann schenkte mir Constancia einen Knaben, ein zartes, schwächliches Wesen, das nach sechs Monaten starb.

Mich machte dies stiller wohl, als ich bisher war, denn Señor Menandez warf mir mein derartiges Wesen und stetes Grübeln, wenn ich mich unbeobachtet wähnte, beziehungsvoll und liebreich warnend vor.

Constancia beobachtete mich jetzt peinlich, ihr Auge hing forschend ununterbrochen an mir, ihre Gesichtsfarbe ward wieder bleich; ich blieb, um sie zufrieden zu stellen, ganze Wochen den Geschäften fern und bemühte mich um sie.

Sie ward stiller, ernster, tiefsinniger.

Eines Tages brach sie in heftiges Weinen aus, und als ich sie bestürzt fragte, was denn geschehen sei, gab sie auf meine Fragen keine Antwort und blieb mehrere Tage völlig wortlos.

Aus diesem Zustand des Schweigens entstand wieder jene so verhängnisvolle Melancholie, der ein schreckliches Sinken der Kräfte folgte.

Sie verließ das Bett nicht mehr und lag meist schlummernd wie zu jener Zeit da, als ich sie zum erstenmal sah. Ich wandte an Mitteln an, was nur ein Arztgehirn erdenken kann; der Magen verweigerte

die Aufnahme jeder Nahrung, und jetzt wußte ich, daß es keine Rettung mehr gab.

Ich bemühte mich mit übermenschlichen Kräften um sie, kein Vater kann für ein Kind, keine Mutter für ihr Liebstes so sorgen und schaffen, wie ich das damals für Constancia gethan. In Tag und Nacht gab es für mich keinen Unterschied; sie lag da, meine Hand in ihrer abgezehrten; von Zeit zu Zeit führte sie die meine an ihre Lippen und hauchte einen matten Kuß darauf; sie öffnete die Augen nie und sprach kein Wort.

Eines Morgens gegen Sonnenaufgang wandte sie den Kopf mir zu: ‚Du hast mich nie geliebt, du hast es nicht können; aber es gab doch Tage, wo ich glücklich war; Dank dafür, Theodor!‘ kam es kaum vernehmlich, flüsternd von ihren Lippen; ich beugte mich rasch über sie, sie war verschieden. — —

Das ist nun acht Jahre her, und ich trage an dieser Episode meines Lebens noch heute schwer, sehr schwer. Meine Lebensfreudigkeit ist hin. Einen Vorwurf habe ich mir nicht zu machen und ich gestatte dies auch niemand anderem. Wem etwas Gleiches wie mir passiert ist, der möge da als Richter aufstehen.

Ich weiß es, man sagt mir nach: ich habe eine sterbende Millionärin in mich verliebt gemacht und sie geheiratet, das ist so recht ein Geschwätz der Welt; du weißt jetzt, wie es zugegangen, an deiner Meinung ist mir gelegen; wirf du den ersten Stein auf mich“ —

schloß mein Freund Follen seine merkwürdige Erzählung.

„Ich habe keinen Stein für dich!“ antwortete ich darauf tief ergriffen. „Du hast wie ein edler Mann gehandelt. Das Leben hat dir eines seiner dunklen Rätsel aufgebürdet, du hast es zu lösen versucht, so viel in deiner Macht und Kraft stand. Hast du gefehlt, so hast du gebüßt; du bist entsühnt, und wehe dem, der die Hand zum Stein gegen dich aufhebt. Aber komm!“ forderte ich Follen auf, „die Sonne ist verschwunden, die Nebel haben jetzt wieder die Herrschaft; es wird Abend.“

„Ja, es wird Abend,“ sprach tiefernst mein Freund und nahm meinen Arm, und wir schritten langsam, schweigend der Stadt zu, wo die ersten Laternen schon angezündet waren und die glühroten Punkte in dem immer dichter werdenden Nebel so geheimnisvoll ruhig leuchteten, als wüßten sie die Lösung des Rätsels: Was ist Liebe? — —

Im Zufluchtszelt.

Ein dämmeriger Augusttag war's des regenreichen Sommers 1888, als der Eilzug mich, brausend über die träumerisch-melancholische norddeutsche Ebene, der Stadt Emden zuführte.

Ich beabsichtigte nach der Nordseeinsel Borkum zu gehen, um dort die Meerbäder zu gebrauchen.

Der Zug war wenig besetzt, und der Ausblick über öde Heidestrecken oder endlose Wiesen mit Buschwerk umsäumt wenig anziehend; ich hatte mich daher in Lektüre vertieft und deshalb kaum wahrgenommen, daß bei der Station Leer zwei Personen in das Coupé gestiegen waren; nur wie durch einen Nebelschleier machte ich die Wahrnehmung, daß diese ein älterer Herr und eine junge Dame seien.

Ich las weiter, und der Zug rollte fort. Plötzlich erhob sich der ältere Herr mit einem seltsamen Laut und machte sich hastig an seiner Reisetasche zu schaffen.

Mein Blick fiel auf die junge Dame mir gegenüber; sie saß zurückgelehnt, totenbleich, die Augen geschlossen und atmete schwer.

„Die Dame scheint ohnmächtig zu werden," sprach ich den Herrn an.

„Ja, meine Tochter leidet an nervösen Zufällen. Ich hoffe, es geht wie gewöhnlich schnell vorüber," fügte der Herr hinzu, ein Fläschchen öffnend.

„Kann ich Ihnen Hilfe leisten? Ich bin Arzt," bemerkte ich.

„Danke sehr! Wir haben das Nötige bei uns. Es wird kaum einer andern Hilfe bedürfen," lehnte der Herr in höflichem Tone ab.

Es war auch so. Nachdem der alte Herr — er war sichtlich der Vater der jungen Dame — dieser Stirn und Wangen mit der Essenz angefeuchtet, erholte die Leidende sich, schlug die Augen auf und nahm eine aufrechtere Haltung an.

Die Dame warf einen kurzen Blick auf mich aus seltsam großen, sanften, umflorten, blaßblauen Augen. In diesem Blick lag etwas Sonderbares, etwas Aengstlich-Scheues, Hilfeflehendes und Zurückweisendes zugleich, so daß er mich lebhaft beschäftigte.

Ich sah meine Reisegefährtin genauer an. Sie war eine außerordentliche Schönheit. Das ovale Gesicht hatte eine ideale Feinheit der Linien, eine Weichheit und Milde des Ausdruckes, der an rafaelische Madonnen erinnerte; nur der kleine volle Mund war auffallend fest geschlossen, und ein schmerzlicher Zug umgab ihn.

Ich überreichte dem Herrn meine Karte: „Doktor Berzelius, Privatdozent und praktischer Arzt in Zürich," las er, zu seiner Tochter gewendet.

Er blickte einen Moment mich scharf prüfend an und übergab mir dann seine Karte.

Konsul Erich Walter, Bremen, war mein Reisegefährte. Ich verbeugte mich.

„Meine Tochter," stellte der Konsul seine Dame vor. „Wir wollen nach Borkum," fügte er hinzu.

„Das ist mein Ziel gleichfalls!"

„Doch nicht auch schwache Nerven?" lächelte der Konsul.

„Allerdings," gab ich zu. „Ich bin überarbeitet, große Praxis und ein schwieriges Lehramt," bemerkte ich erläuternd.

„Ach, alle Welt hat jetzt kranke Nerven!" fiel der Konsul darauf ein. „Ich weiß gar nicht, was Nerven sind."

„Sie Glücklicher!"

Nachdem der Konsul meine Karte gelesen, erhielt ich wieder von der Tochter einen so sonderbaren Blick; das Aengstliche und Zurückweisende war darin noch schärfer ausgeprägt als vorher.

Herr Erich Walter betrachtete mich jetzt genauer; mit seinen etwas harten grauen Augen studierte er sozusagen mich von innen und außen. Er that dies ganz ungeniert, und ich hatte Mühe, bei dieser eingehenden Prüfung meines ganzen Menschen nicht unruhig zu werden.

Ich schien das rigorose Examen vor dem Herrn

Konsul zu bestehen, denn sein geradliniges Gesicht mit dem unbeweglichen Munde ward um einige Grade freundlicher und verbindlicher.

„Hat Ihre Frau Gemahlin nicht Bedenken getragen, Sie so allein in die Welt hinausgehen zu lassen?“ bemerkte der Konsul scherzhaft.

„Ich bin unverheiratet!“ erklärte ich.

Die Miene des Konsuls wurde noch heller.

Aus den Augen der Tochter traf mich ein geradezu angstvoller, hilfloser Blick.

Was hatte das zu bedeuten? Weshalb ist es dem Konsul so sichtbar angenehm, daß ich noch ledig bin, und aus welchem Grunde vermehrt das den krankhaften Ausdruck in den wunderbaren Augen der Tochter . . .? Ich hatte keine Zeit, darüber zu grübeln.

Die Lokomotive pfiff durchdringend, hinter der langen Linie eines frischgrünen Dammes erschienen Schiffsmaste, glänzende Spitzen von Segeln, und der Zug fuhr in den Bahnhof von Emden ein.

Hier war die Landreise zu Ende — das Dampfschiff sollte uns am nächsten Morgen weiterbefördern.

Wir trennten uns, um in überraschender Weise beim Abendessen im Hotel Union uns wiederzutreffen.

Der Konsul war sehr liebenswürdig, seine Tochter, Fräulein Margareta, erschien weniger zurückhaltend, weniger gedrückt und zeigte sich als eine hochgebildete, feinfühlende Dame vom besten Takt und großer Zartheit

des Benehmens. Während der sehr belebten Unterhaltung wich öfter von ihrem Gesicht der müde, besorgte Zug, und dann war das Mädchen von bezaubernder, durchgeistigter Schönheit.

Man muß mir wohl den Eindruck, den die junge Dame in solchen Momenten auf mich machte, angemerkt haben. Ich hatte auch gar keinen Grund, meine Bewunderung zu verbergen, bis mich wieder stutzig machte, daß der Herr Konsul daran großen Gefallen zu finden schien, indes die Tochter dann plötzlich wieder scheu wurde und sich in sich zurückzog.

Allmählich fiel das Mädchen dauernd in ihren alten Zustand der Passivität und Zurückweisung, der Herr Konsul ward bedenklich einsilbig, und ich empfahl mich.

Ich schlief spät ein. Das junge Mädchen begann mich stark zu interessieren. Das Verhalten des Vaters, das Verhältnis der beiden zu einander gab mir Rätsel auf, und ich träumte die ganze Nacht von den hellblauen Augen meiner schönen Reisegefährtin und der großen Freundlichkeit des Vaters, der mir immerzu Hundertmarkscheine in meine Ueberziehertasche stecken wollte, wogegen ich mich aufs heftigste wehrte.

Blaßgoldene Strahlen der Frühsonne, die in mein Zimmer fielen, weckten mich endlich.

Ich schaute auf die Uhr. Es war schon spät und ich mußte mich beeilen, wenn ich noch rechtzeitig zur Abfahrt auf das Schiff kommen wollte.

Der Dampfer „Augusta“ lag am Quai des kleinen Hafens und stieß heftig Rauch aus. Die Ankerketten wurden schon heraufgewunden.

Es waren ziemlich viel Passagiere an Bord, die sämtlich nach Borkum wollten, denn das Schiff ging nur dorthin. Der Sprache nach meist Rheinländer und Bremenser — blasse Frauen und Kinder, einige wenige bläßliche Männer, unter diesen sah ich meine Reisegefährten von gestern nicht.

Schon pfiff der Dampfer, und man begann die Brücke zurückzuziehen, da kam der Herr Konsul gemächlich an, neben ihm ein Karren mit Gepäck und hinter diesem herschreitend seine Tochter.

Herr Erich Walter ging wie ein reicher Mann, der gewohnt war, daß man auf ihn wartete, und der sich bei keiner Gelegenheit mehr zu beeilen braucht.

Der Kapitän gab einen Wink, die Brücke wieder zurückzuschieben, und die neuen Ankömmlinge betraten das Deck.

Der Dampfer war klein und schmal und steuerte aus der Hafenbucht in einen vor uns sich aufthuenden breiten, schnurgeraden Kanal hinaus, dessen in der Morgensonne glitzernde Wasserfläche von zwei grünen Dämmen eingerahmt war. Hinter uns blieben die spitz emporstrebenden, altertümlichen Türme und holländischen Häuser des stillen Städtchens, und vor uns erschien jetzt in der Ferne eine mächtige Schleuse, wo eine Anzahl

Menschen sich scharf und schwarz gegen das blinkende Licht des Tages abhob.

Ich hatte mich absichtlich etwas zurückgehalten. Jetzt entdeckte mich der Konsul und kam auf mich zu, seine merklich etwas zögernde Tochter an der Hand führend.

Er begrüßte mich herzlich, und auch Fräulein Margareta reichte mir nicht unfreundlich die Hand.

In diesem Augenblick traf mich ein Blick. Ein blitzendes schwarzes Auge schaute mich beinahe stechend an.

Es war der Kapitän, der gar nicht weit von mir stand und mir diesen scharfen Blick zugeworfen.

Ich schaute mir den Mann nun aufmerksamer an.

Es war ein sehr schöner, junger Mensch, dunkel und brünett wie ein Spanier, von geschmeidigem, kräftigem Wuchs mit wettergebräuntem, kühnem Gesicht, scharfen Zügen und glänzenden schwarzen Haaren, dem die goldbortierte Mütze vortrefflich stand.

In demselben Moment nahm ich aber auch wahr, daß Fräulein Margareta, den Kapitän erblickend, zusammenfuhr, heftig errötete und so erschrocken sein mußte, daß sie es für nötig hielt, an den Mantel des Kamins sich zu lehnen; gleichzeitig bemerkte ich eine starke Verstimmung in dem bis dahin so freundlichen Gesicht des Konsuls; er zog die Augenbrauen finster zusammen und klemmte seine bläulichen Lippen fest aufeinander.

„Die drei Leute kennen sich," sagte ich zu mir, „da spielt etwas."

Das Fräulein Walter erschrak nicht unfreudig, errötete nicht vor Zorn beim plötzlichen Erschauen des schönen Kapitäns. Ihr Herr Vater sah jedoch aus, als ob er den Schiffsführer nach dem Südpol und sich nach dem Nordkap wünschte. Ich war jedoch dem Kapitän gleichfalls sicher unangenehm; das sah ich aus seinem Blicke. Weshalb das?

Wir näherten uns dem großen hölzernen Schleusenthor. Den Kapitän führte sein Dienst auf die Kommandobrücke, die Passagiere eilten nach vorn und schauten gespannt den Dingen zu, die nun kommen würden.

Es waren viel Leute auf der Schleuse, Neugierige und Beamte; man hielt gewaltige schwarzgeteerte Prellkissen an den Holzpfählen, langsam und vorsichtig schwebte der Dampfer durch die schmale Ausfahrt, und jetzt öffnete sich vor uns eine mächtige, bräunlich-grüne Wasserfläche, deren kurze, unruhige Wellen in der Ferne weiße Schaumkronen zeigten.

Große Schiffe mit geblähten Segeln zogen draußen majestätisch ihre Straße, Schiffe aller Art, Kähne, Dampfer, strebten nach fernen Zielen, wo in dämmerigem Lichtdunst winzig kleine Türme und Hausdächer, ohne daß man Land sah, aus der Flut stiegen.

Wir waren im Dollard.

Der Dampfer wendete, sein Bug hob und senkte sich, die Maschine arbeitete stärker, und eine riesige Rauchwolke hinter sich lassend, durchfuhr die „Augusta“ das große Wasser.

Gewaltige, rot-weiß-schwarz angestrichene Tonnen, kahle Birkenstämme, die aus dem Wasser ragten, zeigten dem Schiffe seine Bahn.

Die „Augusta" fuhr wacker, Welle auf Welle durchschnitt sie, überwand sie, stetig dem Norden zueilend.

Das Land uns zur Seite wich zurück, in meilenweiten Ausbuchtungen verschwanden die flachen Ufer, die geradlinigen endlosen Dämme mit ihren Baumgruppen, Türmchen und Hausdächern dahinter. Jetzt nur noch Himmel, Wasser, Wolken, frischerer Wind, glänzenderes Licht und stärkeres Stoßen und Schaukeln des Schiffes; man spürte die ungehinderte Einwirkung der Nordsee, und bei etlichen Passagieren meldete sich die Seekrankheit. Auch der Herr Konsul zeigte sich als nicht ganz seefest, während Fräulein Margareta gegen diesen Schrecken aller Seereisenden gefeit schien.

Sie beschäftigte sich sorglich um ihren Vater; aber ihr Gesicht hatte einen mir bis daher ganz fremden, frischen, fröhlichen, ja beinahe glücklichen Ausdruck.

Ich fing einen schnellen Blick auf, den sie dem brünetten Kapitän zusandte. Ich sah, wie dieser den Blitz ihrer Augen erwiderte, und ich wußte, daß diese beiden sich liebten, und der Herr Konsul ein entschiedener Gegner, ja vielleicht sogar ein bitterer Feind dieser Neigung war.

Jetzt war mir ein Teil des Rätsels, das in meinen Augen die beiden Personen, Vater und Tochter, zu um-

schweben schien, gelöst, unerklärlich jedoch blieb mir der Ausdruck von Bangen und Besorgnis in den Blicken des schönen Mädchens und die für einen Bremenser auffällige freundliche Annäherung an meine Person.

Der Herr Konsul winkte mich jetzt zu sich. Es war ihm schlecht, und er fragte mich, ob ich kein Mittel gegen die tückische Seekrankheit wüßte.

„Für eine so kurze nicht," mußte ich eingestehen, „denn bis die mir bekannten Mittel wirken könnten, sind wir in ruhigem Wasser, und die Krankheit wird von selbst aufhören; in kaum einer Viertelstunde bietet die Insel Borkum einen Wall gegen die hereindringenden Wogen der Nordsee," setzte ich erklärend hinzu.

Fräulein Margareta stand wie geistesabwesend da; sie schaute strahlenden Auges hinaus in die Ferne, aber ich war sicher, sie sah nichts; sie nahm nicht wahr, wie dort ein feststehender weißer Streifen aus der blauen Flut auftauchte und in Fingergröße ein weißer Turm im Sonnenlicht schimmerte — die Insel Borkum.

Der Streifen wurde breiter, der Turm höher und dicker. Jetzt unterschied man fahlweiße Hügelreihen, Dünen und eine Anzahl schwarzer Schiffsrumpfe mit Masten.

„Das ist die Reede von Borkum, wir kommen von der Wattseite heran," gab ein Matrose Auskunft, und mit dem Opernglas nahm man auch jetzt Grünland, rote Hausdächer und noch einen kleinen Turm wahr.

Auf diesen zu hielt nun die „Augusta“, und die Passagiere rüsteten allmählich ihr Gepäck für die Ankunft.

Es war Ebbe, eine ungeheuere Sandfläche schien der Insel vorgelagert, teilweise noch von Wasser bedeckt; eine lange schwarze Brücke durchzog diese trostlose, nasse, tote Ebene bis zu einem großen Schiffsrumpf.

Schnell hatte die „Augusta“ dies Fahrzeug erreicht. Es diente zum Landen. Die „Augusta“ legte diesem plumpen Schiffsbau zur Seite an, und die Passagiere wanderten auf den schwarzen Rumpf hinüber.

Ein Dampfpfiff vom Lande, eine kleine Lokomotive mit einigen sonderbar gestalteten Wagen kam vom Grünland über die Brücke zu uns. Der eigenartige Zug — die Wagen stammten von der ehemaligen Emdener Pferdebahn — nahm die Ankömmlinge auf; der Herr Konsul und Tochter stiegen in dasselbe Coupé, wo ich schon Platz genommen, hinter uns blieb Anlegeschiff und Dampfer mit dem schönen Kapitän, und wir fuhren langsam und vorsichtig über die Riesensandfläche, wo Seevögel niedrig und kreischend drüber hin und her schwebten, den weißen Hügeln und dem hellgrünen Inselande zu.

Herr Walter war wieder vergnügt, und die Augen des Fräuleins umflorten sich von neuem. Es lag aber dennoch ein frischerer Hauch über ihrem sanften, schönen Dulderinnengesicht als gestern.

Durch Sandhügel und magere Wiesen führte uns

der Zug dem alles überragenden Leuchtturm zu, und als wir dessen Unterbau erblicken konnten, befanden wir uns auch im Dorfe Borkum.

Das hatte ein fremdartiges Aussehen. Es bestand aus vielen neuen, roten Backsteinhäusern, die in der Ferne liegenden von Wiesen und Gärtchen umgeben, und einigen Straßen, die alle nach den hohen Sandhügeln, den Dünen, zustrebten. Hinter diesen haushohen, ganz kahlen Sandbergen lag die geheimnisvolle See, deren dumpfes Brausen und Rauschen bis zu uns tönte.

Das eigentümlich Fremdartige der Scenerie — der hellblaue Himmel, das öde Sandmeer, aus dem hier saubere Häuser ragten, der mächtige Leuchtturm und die Scharen modern gekleideter Badegäste zwischen diesem allem — verfehlte auf die Ankommenden seines Eindruckes nicht. Auch Fräulein Margareta, die zum erstenmal hier war, zeigte sich ungemein angeregt.

„Wie eigentümlich hier alles ist," äußerte sie sich zu mir, „eine isolierte, fremde Welt. Man merkt, daß man hoch im Norden sich befindet, auf einer Insel, weit entfernt vom Lande. So tot alles, das ist ja eine Sahara im bleichen Lichte der Nordsonne — der Bahnhof mitten im Sande, dort der Riesenleuchtturm auf dem weißen Sandwall, die kahlen Dünen, welche in ihren phantastischen Formen an die starrweißen Hochgebirgszüge der Alpen, wie man sie aus der Ferne erschaut, erinnern, und die Häuser mit eleganten Läden da mitten in der

Sandwildnis; dazu der tönende Wind, das Rauschen und Brausen der See und der mild, fast wehmütig lächelnde Himmel — das ist seltsam, beinahe ergreifend und doch so wunderbar schön."

Fräulein Margareta lieh dem Eindruck, den die seltsame Landschaft machte, vortreffliche Worte, und ich konnte nicht umhin, ihr mein Kompliment deshalb auszusprechen. Sie sah mich darauf wieder ganz erschreckt an und schwieg betroffen.

Nun gingen wir, gemeinsam eine Wohnung zu suchen.

Fast alle Häuser waren in ihrer Bauart gleich, einstöckig mit freundlichen Zimmern, zu beiden Seiten des Eingangs eine mit Brettern gedeckte und gegen die Windseite geschützte Laube.

Es war nicht schwer, passendes Unterkommen zu erlangen. Der Zufall war uns günstig, wir fanden ein hübsches Logis in einem Häuschen, das einen Vorgarten, sogar mit zwei Bäumen, hatte, etwas entfernt vom Strande, dort hinten im Dorfe, wo große, üppige Wiesenflächen unmittelbar am Sande sich auszubreiten begannen; diese Wiesen schloß wieder in weitem Umkreis ein Zug fahlweißer Dünen ab.

Der Konsul Walter zog in die Zimmer unten im Hause, ich nahm im ersten Stock Wohnung.

Schon nach einer Stunde holte mich Herr Walter ab, um nach dem Strande zu gehen; er führte seine Tochter am Arm.

Die Eigenart der Straßen jedoch verbot das bequeme Nebeneinandergehen. Diese sogenannten Straßen bestanden nämlich aus tiefem weißem Sande, durch den an den Hausseiten ein schmaler Pfad aus senkrecht stehenden Backsteinen für die Fußgänger gemauert war, so daß man nur im Gänsemarsch hinter einander gehen konnte, was, wenn viele Leute nach derselben Richtung wanderten, seltsam genug aussah.

Da Margareta auf den Steinen öfter ausglitt, so bat mich Herr Walter, seine Tochter zu unterstützen.

„Sie sind jünger als ich und fester auf den Füßen," sprach er, „und der Ritterdienst, neben meiner Tochter im Sande zu laufen, wird Ihnen nicht gar zu schwer fallen."

Ich bot deshalb, lachend ihm beistimmend, meiner schönen Reisegefährtin den Arm an, den sie auch, still vor sich hinblickend, annahm.

So wanderten wir über die schmalen Pfade dem Leuchtturm zu und von dort an einer Reihe einfacher Hotels, die wie eingeschneit im Sande lagen — oft war der zusammengewehte Sand von den Eingangstreppen fast zu mannshohen Hügeln weggeschaufelt, um den Weg freizuhalten — dem Strande zu.

Es ging ziemlich steil bergauf.

Als wir die Höhe erreicht hatten, öffnete sich plötzlich vor uns die Aussicht auf das Meer; in seiner ganzen düsteren, ernsten Hoheit und Pracht lag es vor uns,

grenzlos sich ausbreitend, dunkelblau mit weißen Schaumkronen, dumpf tosend und dröhnend rastlos mächtige Wogen an den Strand treibend — ein unendlicher, unaufhörlicher Kampf des furchtbaren Elements mit dem Lande.

Unten am Strande aber schien man nichts von Kampf zu wissen; zu Hunderten und Tausenden tummelte sich dort eine buntfarbige Menschenmenge. Scharen von Kindern, in allen Farben der neuesten Mode leuchtend, gruben in dem feuchten Sande, warfen Wälle auf, legten Gärtchen an, bauten Festungen von Sand, welche sie gegen die herankommende Flut mit Schaufeln und Sandeimern eifrig verteidigten.

In Hunderten von hohen Strandkörben saßen Damen und Herren lesend, plaudernd, häkelnd, strickend, Gruppen von zusammengeschobenen Körben zeigten ganze Gesellschaften, die sich, um Strandluft zu genießen und zu gemeinsamen Schwatzkränzchen vereinigt hatten. Eingerahmt wurde zu beiden Seiten in einer gewissen Entfernung dieser Strandausschnitt von Badekarren — aufgezogene flatternde Fahnen dort zeigten an, daß Badezeit sei, und im Wasser hüpften und sprangen weiße, rote, gelbe winzige Gestalten, die alle ein Ziel hatten: in die heranrollenden weißen, schäumenden Wasserwälle sich geschickt zu werfen.

Es war ein Bild bunten, fröhlichen Lebens, das erfreute und anheimelte und zur Teilnahme an diesem erfrischenden Treiben einlud.

Wir gingen deshalb sofort die Holztreppe zum Strande hinunter und mischten uns in das Getümmel.

Fräulein Margareta hatte meinen Arm losgelassen und den ihres Vaters genommen.

So wanderten wir am Strande, der wie ein Sammetteppich glatt und fest wie Asphalt war, dicht an den Schaumzungen, mit welchen die Wogen den Strand hinaufleckten, und, da es Flut war, immer zum schnelleren Ausweichen zwangen.

Dann saßen wir in drei glücklich eroberten Körben bei einander und schauten hinaus auf die wogende Flut und atmeten den erfrischenden starken Meereshauch ein.

Wir waren alle drei schweigsam.

Fräulein Margareta sah unentwegt auf das Meer hinaus, sie vermied sichtlich, ihr schönes Madonnengesicht mir zuzuwenden und mich anzublicken, und der Herr Konsul zeichnete mit seinem Spazierstock Figuren in den Sand.

Bald wurde er jedoch entdeckt, und eine große Anzahl von Bekannten sprach ihn an, wodurch auch seine Tochter von ihrem Sinnen abgezogen und ihr hartnäckiges, melancholisches Hinausschauen in unbegrenzte Fernen unterbrochen ward.

Ich muß gestehen, mich ärgerte die zweifellos absichtliche Nichtbeachtung meiner Person durch dies schöne, interessante Mädchen.

Je mehr ihr Vater mir Teilnahme zeigte, um so

stärker zog das Fräulein Walter sich von mir zurück, um so merkbarer zeigte sie, daß sie von mir nichts wissen wollte; mich reizte dies Betragen und, obwohl ich jetzt ja wußte, daß ihr Herz vergeben war, so bestrebte ich mich dennoch, ihr eine bessere Meinung von mir beizubringen, als sie von mir zu haben schien, und ihr ein gewisses Wohlgefallen für mich einzuflößen.

Es war dies nicht Eitelkeit und männliche Gefallsucht, sondern das Gefühl, daß ich wohl gerade so viel wert sei wie hundert andre, mit denen man gesellschaftlich zwanglos und angenehm verkehrte; allerdings, das muß ich gestehen, dies Mädchen interessierte mich mehr als hundert andre, die ich schon kennen gelernt, und ich gönnte dem kühnen, keck aussehenden Kapitän diese feine, geistvolle Person nicht so recht von Herzen.

Auf dem Rückweg nach dem Dorfe, als Margareta mit Bekannten etwas vorausging, nahm mich der Konsul beim Arm, hielt mich zurück und richtete folgende Frage an mich:

„Sie sind Arzt," begann er, „und sicher ein tüchtiger, das merkt man Ihnen an; wollen Sie nicht die Behandlung meiner Tochter hier übernehmen?"

Mich überraschte dieser Antrag und erfreute mich zugleich, dennoch mußte ich jedoch erwidern:

„Verehrter Herr Konsul, es ist gegen die Gepflogenheit unter Aerzten, daß ich als Badegast hier Praxis ausübe. Regelrecht behandeln kann ich daher Ihre Fräulein

Tochter nicht. Es wird schon nötig sein, daß Sie sich an einen der hiesigen Inselärzte wenden. Es sind beide tüchtige Leute und sehr ortserfahren, welches letztere bei mir nicht zutrifft; hingegen will ich, wenn Sie mich von dem Leiden Ihrer Tochter in Kenntnis setzen, gern meine Ansicht aussprechen und auch später mit dem betreffenden Arzt hinsichtlich Ihrer Tochter in Verbindung treten."

„Nun, das genügt mir," pflichtete der Konsul meinen Worten eifrig bei. „Meine Tochter macht mir seit zwei Jahren lebhafte Sorge. Sie leidet an Apathie. Alles ist ihr gleichgültig geworden, sie lebt sozusagen nur mechanisch; sie ißt und trinkt nur, um nicht zu verhungern, sie geht in Konzerte und Theater nur, wenn man sie durch lange Ueberredung zwingt, sie macht keine Besuche und schreckt alle solche ab durch ihr gleichgültiges Wesen; alle Freuden und Interessen der Jugend scheinen in ihr gestorben, hie und da bekommt sie Schwächezufälle, wie Sie einen solchen ja miterlebt. Ich habe Margareta von berühmten Aerzten untersuchen lassen, und alle stimmen darin überein, daß meine Tochter durchaus keine organische Erkrankung aufweist; das Uebel wäre nervös, eine Art Bleichsucht, sagen die Herren. So geht es schon zwei Jahre," schloß der Herr Konsul seinen Bericht.

„Wie alt ist Ihre Fräulein Tochter?" fragte ich.

„Dreiundzwanzig Jahre."

„Kennen Sie eine Ursache dieses Uebels, eine Ver-

anlassung, meine ich, die es hervorrufen konnte? Trat dies plötzlich auf, fand ein Ereignis statt, das einen schweren Eindruck auf das Fräulein machen konnte?" erkundigte ich mich, an die ausgetauschten Blicke zwischen dem Kapitän und der Dame auf der „Augusta" denkend.

Der Herr Konsul zögerte mit der Antwort. Er sah finster auf den Boden, dann antwortete er kurz und entschieden: „Nein!"

Ich vergegenwärtigte mir meine Beobachtungen auf dem Schiff, sein finsteres Gesicht damals, sein Benehmen jetzt, und ich glaubte an das „Nein" des Herrn Konsuls nicht. Das Mädchen litt an einer unglücklichen Liebe, des war ich sicher, und bei einer so tieffühlenden, eigenartig zartsinnigen Natur, wie dieses Mädchen eine war, konnte schon ein derartiger durchaus nicht ganz unbedenkliche Zustand aus dem fortgesetzten Seelenleiden sich entwickeln.

„Eine gewisse Aehnlichkeit mit der Bleichsucht hat die Erkrankung Ihrer Tochter entschieden," gab ich darauf zur Antwort. „In vielen solchen Fällen wirkt aber die Verheiratung oft Wunder," fügte ich diplomatisch hinzu.

„Meine Tochter sträubt sich gegen jeden Vorschlag, den ich ihr in dieser Hinsicht mache," erwiderte der Konsul, „sie ist beinahe eine Männerfeindin," vervollständigte Herr Walter, nicht ganz natürlich lachend, seinen Bericht.

„Ich wüßte einen, den sie wahrscheinlich mit Freuden nähme," dachte ich, hütete mich jedoch, etwas davon zu sagen, denn mir war der überaus feindliche Gesichtsausdruck des Herrn Konsuls beim Erblicken des Schiffskapitäns wohl noch im Gedächtnis, und ich konnte viel verderben, wenn ich hier plump vorging.

„Nun, schließlich wird noch der Rechte kommen," tröstete ich den verdrossen dreinschauenden Herrn an meiner Seite.

„Ja, wenn er nur käme," antwortete der Konsul eifrig, „ein gescheiter, kluger, gut situierter Mann, der sie durch Geist und Liebenswürdigkeit gewänne, denn sie ist gerade dafür sehr empfänglich," sprach er weiter und sah mich dabei seltsam, wie aufmunternd, herausfordernd an.

Mir gefiel dieser Blick nicht ganz, dennoch aber schien mir eine solche Eroberung nicht ohne Reiz; zugleich jedoch regte sich in mir das Gefühl eines Unrechts, das ich an den beiden Liebesleuten beginge, und in dieser keineswegs klaren, behaglichen Stimmung wanderte ich ziemlich schweigsam neben dem Konsul unserm Hause zu.

Dort verabschiedete ich mich. Der Konsul drückte mir warm die Hand, und auch Fräulein Margareta hielt meine Hand einige Sekunden, wie mir schien, fast innig fest in der ihren und sah mich hierbei höchst seltsam an, so daß mir das Blut heiß zum Herzen strömte.

Am nächsten Tage regnete es oft, und der Wind blies rauh. Schwere Wolken jagten am Himmel, matter Sonnenschein wechselte mit düsterem Dämmerlicht. Die See tobte, heulte und donnerte, und der Strand war wenig besucht. Meine Stimmung entsprach diesem jäh wechselnden, meist trüben Wetter.

Ich blieb viel auf meinem Zimmer und gab vor, zu arbeiten, um nicht dem Konsul unten in seiner Wohnung Gesellschaft leisten zu müssen. Daß Fräulein Margareta in ihr Zimmer sich zurückgezogen und Briefe schrieb, wußte ich. Ich stand am Fenster und sah auf die nassen, sturmgepeitschten Bäume und das Gras, welches sich vor dem Wind bis zur Erde bog und dann ganz stumpfe, graugrüne Flächen zeigte. Da sah ich hinten über die Wiese, dicht an dem langen, schwarzgrauen Erdwall, der das Gras vor dem Sandwehen schützte, einen Knaben an das Haus sich schleichen. Ich erkannte in dem Burschen den Schiffsjungen von der „Augusta", und richtig, da hörte ich, wie unten ein Fenster sich leise öffnete.

Ich wartete ein Weilchen, dann bog ich mich vorsichtig hinaus und nahm wahr, wie eine weiße Hand sich herausstreckte, ein weißer Arm mit einem mir sehr bekannten eingelegten Schildpattarmband sichtbar ward.

Es war Fräulein Walter unten, das verstohlen von dem schnell vorbeihuschenden Knaben einen Brief in Empfang nahm.

Das Schreiben kam sicherlich von dem Kapitän

der „Augusta“, und wenn noch irgend ein Zweifel in meiner Brust hinsichtlich des Verhältnisses der drei zu einander bestanden, jetzt war dieser ausgelöscht.

Das heimliche Empfangen dieses Briefes berührte mich unangenehm, ich schloß das Fenster und begann wirklich zu arbeiten.

Es ging nicht allzu gut, aber ich zwang mich, in das gelehrte Werk mich zu vertiefen.

Am nächsten Tage war schönes Wetter, Herr Walter von Bekannten umlagert, Margareta in einer Schar alter und junger Freundinnen, die sich eigentümlich teilnahmsvoll ihrer annahmen.

Ich erkannte heute meine melancholische Reisegefährtin gar nicht mehr wieder, ihr Gesicht war sanft gerötet, ihre Augen leuchteten, sie war voller Munterkeit und heiterer Laune, geistvoll, ja witzig in ihrer Unterhaltung — nur mich mied sie in Blick und Ansprache vollständig. Ich war verstimmt.

Neben mir ging ein junger Mann, der auf mich einplauderte. Er erzählte mir, daß der Konsul Walter ein mehrfacher Millionär sei, eine der angesehensten Persönlichkeiten Bremens, seine schöne Tochter jedoch sehr überspannt und romantisch wäre; sie hätte dem Vater schon vielen Verdruß und Sorge bereitet durch diese Eigentümlichkeiten.

„Wieso?“ erkundigte ich mich, plötzlich lebhaft geworden, bei dem gesprächigen Jüngling neben mir.

Dieser zuckte unter dem mißverstandenen Ton meiner etwas zu laut geratenen Frage und dem vielleicht scharfen Blick meines Auges fast erschreckt zusammen, blieb mir die Antwort schuldig und mischte sich gewandt unter den Schwarm der Damen, die um Margareta liebenswürdig sich bemühten.

Sowie der Konsul von seinen Bekannten sich losgemacht, kam er auf mich zu, nahm vertraulich meinen Arm und ging den ganzen Nachmittag mit mir, Margareta von ihren Freundinnen fortrufend und mir geschickt zugesellend.

So wandelten wir wieder am Strande.

Der Konsul befand sich in vortrefflicher Laune, sichtlich, weil seine Tochter so heiter und teilnehmend war. Diese unterhielt sich lebhaft mit mir, ohne mich dabei anzusehen; sie schaute überall hin, nur nicht auf mich. Ein einziges Mal ertappte ich sie dabei, wie sie einen langen, forschenden Blick auf mich heftete. In diesem Blick lag etwas von Mut und Entschlossenheit, das mich frappierte.

Es war Abend. Die Sonne versank in eine trübe Wolkenbank, ein lila Schimmer legte sich auf die bräunlich wogende See, Dünen und Strand lagen in einem eigentümlich bräunlich-rötlichen Dämmer. Wir wandelten in der feierlich stillen Abendbeleuchtung der Holztreppe zu, die uns oben auf den planierten Dünen nach der Straße zum Dorfe führte.

Der Leuchtturm hatte sein Licht, es war Drehlicht, schon angezündet, und ein riesiger Strahlenkranz von Lichtschein, der sich langsam stetig verschob, warf mächtige helle Streifen durch die mit Nebeldunst erfüllte Luft hoch über das Dorf und über die Insel weg.

Der Konsul war wieder von Bekannten umgeben.

Margareta hatte meinen Arm genommen und blieb jetzt, wie ich merkte, absichtlich mit mir etwas zurück. Sie atmete plötzlich tief auf.

„Herr Doktor," kam es erst gepreßt, dann bestimmter und klar von ihren Lippen, „ich muß ein paar Worte mit Ihnen sprechen. — Mein Vater," fuhr das Fräulein schnell und hastig redend, fort, „will mich durchaus verheiraten, stets mit Männern, die ich nicht will; er peinigt mich schrecklich damit, ich habe eigentlich keine Minute vor seinen Plänen und Drängen Ruhe; jetzt sind Sie es, auf den er sein Auge geworfen. Mein Herz ist vergeben. Sie sind ja ein schöner, geistvoller, bedeutender Mann, aber mein Herz gehört einem andern, schon lange, für ewig. Ich bin höchst unglücklich, mein Vater haßt diesen Mann, weil er früher leichtsinnig gewesen und arm ist. Jetzt ist er jedoch ein tüchtiger, solider Mann, der sich ehrenhaft und hart sein Brot erwirbt — seit einem Jahre. Mein Vater aber will von ihm nichts wissen, sein Name darf vor ihm gar nicht ausgesprochen werden. Ich habe die herzliche Bitte an Sie, bemühen Sie sich nicht um mich, folgen

Sie den Aufmunterungen meines Vaters nicht, denn Sie vermehren dann meine Pein nur, und es ist ja vergeblich. Ich flehe Sie an, lassen Sie mich und gehen Sie nicht auf die Andeutungen und Wünsche meines Vaters ein."

Bis dahin hatte in atemloser Hast und Angst die junge Dame an meinem Arm gesprochen, als plötzlich Herr Walter sich von seinen Bekannten losmachte und auf uns zukam. Er warf nur einen Blick auf seine Tochter und dann einen auf mich, der ich jedenfalls ein sehr sonderbares, verlegenes Gesicht gemacht haben mußte, denn seine Züge nahmen einen höchst verächtlich grimmigen Ausdruck an. Er ergriff seine Tochter fast unsanft am Arm, ging mit ihr schnell und schweigsam voraus und ließ mich recht unhöflich allein nachtraben.

Mir war sehr wenig geistreich zu Mute, ich spielte eine entschieden tragikomische Figur auf diesem Heimgang.

Der Herr Konsul, dessen erinnerte ich mich, hatte sehr feine Ohren, seine Tochter mußte in der Erregung ziemlich laut gesprochen und der Vater etwas gehört haben.

Ich war an diesem Vorfall eigentlich unschuldig. Ich mußte die mir keineswegs schmeichelhafte Rede der jungen Dame ruhig anhören, und die Sprecherin war mir vom Arm genommen, bevor es mir möglich gewesen, ein Wort zu erwidern.

Wir trennten uns an der Hausthür alle drei mit ziemlich kurzem Gruß.

Ich saß nun in meinem ungastlichen Zimmer oben bei einem flackernden Licht, horchte auf das Heulen und Toben des wiedererstandenen Windes und überdachte dabei mein seltsames Abenteuer, und wieder ein Stück dieses Rätsels im Gesichtsausdruck meiner schönen Reisegefährten war gelöst — sie hatte Angst vor mir als etwaigem Freier. Die Augen der jungen Dame nahmen jedenfalls den Ausdruck von Angst und Besorgnis an, sobald ein junger Mann in den Gesichtskreis des Vaters trat, welcher diesem ein passender Schwiegersohn für seine „romantische" Tochter schien.

Die Art und Weise, wie das geängstigte Mädchen zu mir gesprochen, war rührend, das Zutrauen, welches sie in mich gesetzt, schmeichelte mir; dennoch ist es niemand angenehm, zu hören, daß ihn eine junge, schöne, interessante Dame nicht zum Mann nehmen mag, namentlich wenn er Geist und Schönheit dieser Dame, und sei es auch noch so platonisch bewundert.

In dieser Stimmung schlief ich ein.

Am nächsten Morgen hörte ich unten lautes Sprechen. Ich erkannte die Stimme des Konsuls und hörte Margareta weinen.

„Du hast einen Brief von ihm bekommen, ich habe es erfahren," rief Herr Walter. „Ich will das nicht, ich verbiete Dir diese Heimlichkeiten. Wir reisen sofort ab, falls dies noch einmal geschieht." Dann schrie der Konsul heftig: „Nie, nie, nie!"

Schluchzen und Stille.

Verdrossen nahm ich Hut und Mantel und eilte hinaus zum Strande, um allein meinen Spaziergang zu machen.

Es war abwechselndes Wetter wie in dieser ganzen Saison überhaupt. Regen, Sturmwind und Sonnenschein folgten sich stündlich aufeinander, dennoch suchte jeder der Badegäste so viel wie möglich am Strande zu sein, und einige Tropfen Regen scheute man nicht. Es traf selten zu, daß man wirklich durchnäßt wurde. Man entfernte sich eben nicht zu weit von den bergenden Hotels auf der Düne und dem Badestrande.

Ein fernerer Spaziergang war zum Südstrande, ein Weg von etwa einer halben Stunde am Strande entlang, wo sich in der Nähe des neuerbauten elektrischen Leuchtturmes für die Emseinfahrt ein altes Zufluchtszelt befand.

Ward das Wetter wirklich dauernd sehr schlecht, so konnte man in diesem luftigen Holzbau eine günstige Pause abwarten, um dann auf einem Nebenwege erst zwischen Dünen, dann an Gärten und Wiesen vorbei von hinten in das Dorf zu gelangen.

Dorthin war auch beim zweifelhaftesten Wetter stets ein guter Teil der gesamten Badegesellschaft auf dem Weg in dem Gefühl der Sicherheit, schlimmsten Falls in dem Zelt eine Zuflucht zu haben.

Mein Weg hatte mich schon einmal an das Zelt

geführt. Dies lag ziemlich weit vom Meere entfernt an der Düne und bestand aus einem Holzboden, der auf sechs Holzpfählen etwa zwei Fuß über dem Sande sich erhob in der Art, daß bei starker Flut die Wellenausläufer unter dem Häuschen fortspülen konnten, ohne den leichten Bau einzureißen.

Nach der hinteren Seite war das Zelt geschlossen durch eine Bretterwand, nach dem Meere zu halboffen, das heißt, es hatte eine Brüstung bis zu halber Mannshöhe, so daß die Meerluft freien Zutritt hatte ebenso wie die im Häuschen Befindlichen ungehinderten Ausblick auf den Strand und die Flut.

Die Seitenwände dieses Baues rechts und links waren gleichfalls von Holz bis zum Dache; dies ward gebildet aus einigen Latten, mit festem Segeltuch überspannt. An einer der Seitenwände führte eine Treppe von einigen Stufen zu einer Thür, die Eingang in dies Zelt gewährte.

Das Zelt enthielt einen langen Tisch, und an der Hinterwand und den Seitenwänden lief eine Bank entlang.

Ich schlenderte in Gedanken am Strande zum Südstrand. Es war rauh, und der Wind wehte mir stark entgegen. Draußen wogte ein vielsegeliger großer „Heringsfischer", nebelgrau wie der Himmel, mit der scharfgrünen Flut. Schwere Wolkenmassen lagerten tief auf dem Meere und schwebten über der Insel. Die

Nachmittagssonne durchbrach manchmal die Dunstmassen, grelles Licht auf die glasig scheinende, unruhige Flut und die kahlen Dünen werfend, sie verbarg sich aber stets schnell wieder in grauschwarzen Wolkensäcken.

Das Wetter war nicht anmutend, das Laufen bei jeder Witterung jedoch Kurvorschrift, und so pilgerte ich, wie so mancher andre Badegast, tapfer und pflichterfüllt meinen Weg weiter.

Plötzlich fing es jedoch an zu regnen, erst sacht, dann stark, und zuletzt kam uns ein vom Wind gepeitschter häßlicher Regen entgegen.

Da winkte das graue Zufluchtszelt von drüben. Ich machte eine Schwenkung und eilte vom Saume der Wellen über den Sandstrand zum Häuschen.

Ich fand es schon ziemlich gefüllt. Einige bekannte Gesichter auch unter den Anwesenden, so den Kapitän der „Augusta", welcher in der Nähe der Eingangsthür bei der Brüstung an die Wand gelehnt stand.

Er bemerkte mich, warf mir einen forschenden Blick zu, beobachtete mich aber dann weiter nicht.

Das Wetter ward schlimmer, die Flut toste, der Wind wachte zu Sturmstößen auf und erschütterte gewaltig das Bretterhaus, der Himmel verfinsterte sich immer mehr, und der Regen nahm zu.

Es kamen fort und fort Flüchtlinge in das Zelt, welches sich stark füllte.

Eine Anzahl junger Leute setzte sich auf den langen

Tisch, eine Reihe älterer Damen hatte die Bänke in Beschlag genommen, die übrigen standen.

Man wartete geduldig, und mancher lauschte besorgt den immer ungestümeren Windstößen, die das Bretterhaus umzuwerfen drohten und in dem Leinwanddach bedenklich knatterten.

Plötzlich ward die Thür heftig aufgerissen, und mit einigen Bekannten kam mein Freund, der Konsul Walter, nebst seiner Tochter in das Haus, beide tüchtig durchnäßt und sichtlich in keiner rosigen Stimmung.

Sie erblickten mich und begrüßten mich ziemlich zeremoniell, dann nahmen beide den Kapitän wahr. Herr Walter zog die Augenbrauen zusammen und führte sehr merkbar seine Tochter bis zum äußersten entgegengesetzten Ende des Zeltes von der Wand, wo der Kapitän stand.

Es war beinahe ergötzlich, zu beobachten, wie der Konsul sich bemühte, zwischen den Augen der Tochter und denen des Kapitäns eine undurchdringliche Wand zu bilden.

Auch viele der Anwesenden mußten bemerken, was ich sah, denn sie winkten einander mit den Augen, stießen sich an und flüsterten hie und da, welche Wahrnehmung dem Konsul sicherlich höchst unangenehm war.

Er blickte sehr ungeduldig zum Himmel, auf das Meer und die Windrichtung, aber das Wetter that ihm nicht den Gefallen, besser zu werden.

Das Haus füllte sich mehr und mehr, der Wind verstärkte sich, plötzlich riß er mit einem Krachen wie ein Gewehrschuß einen Teil des Leinwanddaches empor. Die Menge wich vor dem einströmenden Regen zurück, und jetzt geschah ein scharfer Krach, der Holzboden senkte sich nach der Thür zu und brach zur Hälfte ein. Ein entsetzliches Schreien und Kreischen entstand.

Die jungen Herren, welche auf dem Tische saßen, glitten von dort den alten Damen auf den Schoß; eine Anzahl Leute rutschte und stolperte nach der Thürwand zu, unter ihnen befand sich auch Fräulein Margareta; diese fiel gerade auf den Kapitän; der hatte im Schreck des Sinkens die Arme ausgebreitet, auch wohl um das Gleichgewicht sich zu erhalten; in seine Arme fiel das Mädchen mit ihrem Mund an seinen Mund.

Er schlang die Arme fest um sie, küßte die Lippen, die sich auf die seinen drängten, und Margareta erwiderte schluchzend die Küsse.

Es entstand nach dem ersten Schreck und als der Boden, auf den Sand unten aufstoßend, zur Ruhe gekommen war und das wankende Haus nicht zusammenstürzte, eine auffallende Stille, und in dieser vernahm man nur das Schluchzen der Konsulstochter und den Laut der leidenschaftlichen Küsse des Kapitäns.

Ich schaute nach dem Konsul, der hatte das Gleichgewicht verloren, war in die Kniee gefallen und blickte bleich und starr auf seine Tochter in den Armen des Kapitäns.

Das Publikum hatte gleichfalls die eigentümliche Scene ins Auge gefaßt. Ein großer Teil der jüngeren Anwesenden war bei dem verdächtigen Krachen über die Brüstung hinausgesprungen, aber im Zelte befanden sich noch genug Leute, und diese schwiegen, nachdem sie sich von ihrem ersten heftigen Schrecken erholt hatten, still und warteten gespannt, was für Dinge sich jetzt ereignen würden.

Dieser ganze Vorgang mit allem, was ich eben hier geschildert, hatte wohl kaum länger als eine Minute gedauert, aber er kam so überraschend und die aus ihm sich entwickelnde Situation war so ereignisschwer, daß er allen Anwesenden wie der wohlgespielte Akt eines Dramas erschien.

Der Konsul erhob sich, schaute im Kreise herum, kletterte dann über die emporstehenden zersplitterten Planken und Bretter auf seine Tochter zu, nahm die wie schlafwandelnd ihm Folgende sanft bei dem Arm und führte sie aus dem Zelt in den jetzt nachlassenden Regen. Der Kapitän folgte langsam, ebenso ging ich wie die andern Anwesenden, fast alle Bekannte des Konsuls, hinaus.

„Herr Konsul," sprach ihn dort ernst und bescheiden der Kapitän an, „dies Zusammentreffen war keine Verabredung, sondern ein Zufall."

„Das weiß ich," gab Herr Walter, den jungen Schiffsführer starr ansehend, zurück. „Sie haben diesen Zufall sehr gut benützt."

„Die Leidenschaft übermannte mich. Was hätten Sie gethan, Herr Konsul, wenn Ihnen das Mädchen, welches Sie aufs innigste und treuste liebten, so in die Arme, an den Mund gefallen wäre?“ war des Kapitäns Entgegnung.

„Und du hast diesen Zufall auch vortrefflich ausgenützt,“ sprach der Konsul zornig leise zu seiner Tochter.

„Ich glaubte, wir müßten alle sterben,“ gab Margareta, immer noch mit Thränen in den Augen, zurück, „und ich wollte so mit ihm untergehen.“

„Hem, ein schönes Bild für das Publikum,“ zischte der Konsul; „du bist für ewig kompromittiert,“ äußerte er zornig weiter, nahm seine Tochter am Arm und ging mit ihr dem Badestrande zu.

Nun trat ich in Aktion. Ich winkte dem Kapitän, uns zu folgen, ergriff den andern Arm des Konsuls, zog ihn durch den meinen und sprach kurz und überzeugend:

„Herr Konsul, das war eine Verlobung vor dem Publikum‘,“ begann ich, „der Himmel selbst hat die Liebenden zusammengeführt, und Sie kennen doch den Bibelspruch: ‚Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden‘. Das würde auch wohl nicht gut mehr angehen. Sie haben recht, Ihre Tochter wäre vor aller Welt kompromittiert, wenn Sie nicht gute Miene zum bösen Spiel machten, den feinen Diplomaten jetzt aufhißten und als ein fait accompli verkündeten, was

nicht gut mehr zu ändern ist. Denken Sie nur, morgen weiß diesen Vorfall ganz Bremen, und nicht allein Ihre Vaterstadt, sondern auch Hamburg, Lübeck, Berlin, und wer weiß noch wie viele andre Städte, von denen Badegäste hier sind. Seien Sie klug, Herr Konsul, und gehen Sie den einzigen Weg, den die Vernunft vorschreibt. Sie gewinnen auch damit die Sympathie aller, denn alle Welt ist stets für die Liebenden, und Ihre Bekannten hier, das habe ich bemerkt, besonders, und die Sache ist dann für alle Teile zum besten Ende geführt."

Darauf stand der Konsul plötzlich still, sah mich einen Moment starr an, dann seine Tochter, dann wandte er sich um und betrachtete den Kapitän, welcher einige Schritte hinter uns jetzt Halt gemacht hatte; dann schaute er auf den Kreis von Menschen, die uns neugierig in einer gewissen Entfernung folgten.

„Sie haben recht!" sagte er darauf mit herber Stimme, „ich kann nicht anders. Wäre ich doch nie hierher gekommen und die Insel vom Erdboden vertilgt worden, als man mir riet, hierher zu gehen," zischte er zwischen den Zähnen. „Ich kann nichts andres machen."

Darauf nahm er den Arm seiner Tochter, legte ihn in den des Kapitäns, ließ das überraschte Paar vorausgehen und folgte mit mir langsam hinterdrein. Er sprach kein Wort. Als uns jedoch die neugierigen Bekannten eingeholt hatten, wandte er sich zu diesen:

„Ich habe eingesehen," sprach er etwas rauh, aber klar und deutlich, „daß ich gegen das, was das Schicksal bestimmt, nicht ankämpfen kann. Ich mache Ihnen die Mitteilung, daß meine Tochter sich mit Herrn Friedrich Spia, zur Zeit Kapitän auf der ‚Augusta', verlobt hat. Er war mir einst kein genehmer Schwiegersohn, weil der junge Herr mehr Geld ausgab, als er einnahm; er ist jetzt älter geworden, hat die Folgen seines Thuns bitter an sich erfahren, und ich hoffe, er ist so weit zur Vernunft gekommen, daß ich mich mit ihm als Tochtermann versöhnen kann."

Sprach's, machte ein freundliches Gesicht und nahm die recht aufrichtig klingenden Glückwünsche seiner Bekannten entgegen.

Was nun erfolgte, brauche ich wohl nicht weiter zu erzählen.

Der Herr Konsul reiste nach drei Tagen von Borkum fort und ließ seine Tochter im Schutze einer verständigen Tante, die er schnell von Bremen hergerufen hatte, zurück.

Der Kapitän mußte bis zum Ende der Saison seinen Schiffsdienst weiter versehen und hatte nur selten Zeit, auf einige Stunden die Insel und seine Braut zu besuchen.

Ich harrte in Borkum aus, unterhielt mich heroisch mit so viel Geist, als ich entwickeln konnte, mit der glücklichen Braut, welcher zu gefallen ich durchaus nicht

mehr so emsig mich bestrebte, da ich, wie sie mir offen mehrmals gestand, ihr außerordentlich gefiel. Dabei hatte ich die Freude, sie von ihrer Bleichsucht so vollkommen geheilt zu sehen, daß sie aufblühte wie eine Rose und wohl einen der besten Erfolge von der Kur in Borkum hatte, die je ein weibliches Wesen von dieser originellen und schönen Insel davongetragen, was beweist, — wie mir sämtliche Seebadeärzte dies bestätigen werden, — daß Borkum ein unfehlbares Mittel gegen alle, auch die hartnäckigsten und seltsamsten Formen der Bleichsucht ist. Demnächst wird man höchst wahrscheinlich eine hübsche Anzahl von jungen Damen, welche diese Aufzeichnung gelesen haben und an Bleichsucht leiden, nach dem Zufluchtszelt gehen sehen, um zu versuchen, ob der Boden nicht noch einmal einbricht und ihre Leiden auf eine ähnliche Weise wie bei jener Margareta so zauberschnell kuriert.

Mariettas Ideal.

Marietta Polli stand an der Ecke einer Seitenstraße, die vom Toledo, der belebtesten Verkehrsader der Stadt Neapel, zum Largo Mercatello führt, an ihrem rohgezimmerten hölzernen Tischlein und sang zur Guitarre, denn sie war Straßensängerin von Beruf. Ihre Besitztümer waren der unangestrichene Tisch, eine irdene blaugeblümte Salatschale darauf, in welche die Vorübergehenden das Geld hineinlegten, und ihre Guitarre.

Jeden Morgen um sieben Uhr kam Marietta mit ihrem Tisch an, stellte ihn an ihrem „Stand" auf, setzte die leere Schale neben sich, ergriff die Guitarre und sang bis acht Uhr fromme Lieder, von acht bis Mittag ernste Opernarien, von Mittag bis zur Dämmerung nationale Liebeskanzonen und dann bis elf Uhr nachts „gemischtes Repertoire".

Ward es dunkel, so stand ein Oelnachtlämpchen mit rotem Glase neben ihrer Schale.

Pünktlich um elf Uhr nachts hängte Marietta die Guitarre über die Schulter, löschte das Licht aus, schüttete

ihr Geld in die Tasche, barg das Lämpchen auf einer Steinverzierung des Hauses über ihrem „Stand", erhob den Kopf und wanderte so davon. Ihr Nachtlager hatte sie in einem abends geschlossenen Hausflur, neben einer Flickschusterwerkstatt, die hier in einem kleinen Holzverschlage eingerichtet war.

Marietta hatte auch Familie, ihre Mutter ernährte sich von dem Verkaufe von Taschentüchern, Operngläsern, Cigarrentaschen, Brillen und ähnlichen Dingen, welche ihre beiden Knaben aus den Taschen Fremder und Einheimischer stahlen. Frau Polli verstand ihr Geschäft und die Buben waren fleißig und geschickt.

Es ging ihnen leidlich, wenn auch hier und da Hungertage vorkamen. Jede Woche einmal traf die Familie an der Villa reale, dem berühmten neapolitanischen Promenadengarten am Meere, zusammen, zur Zeit, wenn die Musik spielte. Dann spendete Marietta jedem der Ihrigen eine Orange und einige geröstete Kastanien und gab ihrer Mutter ein paar Soldi — darauf ging man wieder auseinander. Die Buben schliefen in Kisten oder Körben ausladender Schiffe am Hafen. Mittags trafen sie ihre Mutter an einer Maccaroniküche an der Molostraße, lieferten ihre „Ware" ab und nun wurde geschmaust: Maccaroni in Oel mit Goldäpfelmus, gebratene Fische für — fünfzig Centesimi — und ging es ihnen gut, so durften auch sechzig, siebzig draufgehen für alle, danach ging man wieder ans Geschäft. So lebte die

Familie Polli in neapolitanischer Art — recht und schlecht von dem Gebrauch ihrer Talente.

Marietta galt als die vornehmste der Familie, denn sie kleidete sich nett, hatte es zu einer sicheren Schlafstelle gebracht und verdiente viel — die Brüder hatten nachgerechnet, daß sie oft drei Lire den Tag einnahm. Wo sie „den Haufen" Geld hinbrachte, diese Frage beschäftigte Mutter und Söhne viel; jedoch nur in bitteren Notlagen wandte man sich an Marietta, und dann gab diese zwar nicht reichlich, aber doch ganz anständig.

Marietta war sehr hübsch, ihr Vater war ein Römer gewesen und von diesem hatte sie die stattliche Figur, die breite Stirn, die großen schönen Augen, und von der sizilianischen Mutter die scharfabfallende Nase, den kleinen Mund mit den starken Lippen und einen wahren Urwald von krausen schwarzen Haaren, deren Wellen auf und nieder hüpften, wenn sie mit schmetternder Stimme sang, indes die Augen melancholisch zu Boden sahen und nur aufblickten, freundlich, heiß, sonnenhaft, wenn eine Gabe in die Schale fiel. Mit Männern schwatzte Marietta nie, ab und zu in Singpausen mit ihrer Nachbarin, welche an der Ecke neben ihr saß und auf einem Brette, das über einem hohen Korb lag, getrocknete Kürbiskerne feil hielt.

Die Straßensängerin hatte einen gewissen Ruf, nicht nur beim niederen Volke; man wollte ihr allgemein

wohl; sie galt für tugendhaft und war es auch und manche gute Familie in der Nähe ihres Standes nahm sich ihrer an und half ihr mit abgelegten Kleidern; der alte Principe Dorande, der täglich, wenn er nach seinem Palazzo ging, an Mariettas Ecke vorbeikam und ihr jedesmal zunickte, hatte ihr bei seinem Tode sogar zweihundert Lire vermacht. Marietta stand in Achtung — freigebigen Fremden, die, von ihrer nationalen Schönheit berückt, ihr den Hof machen wollten, setzte sie kaltes, hartnäckiges Schweigen entgegen, sogar einen ernsten Freier, einen Facchino des Hotels de Rome mit goldbordierter Mütze, hatte sie abgewiesen.

Das kam daher, weil Mariettas Träumen und Denken, ihr Ideal der Besitzer einer Carozella war, eines jener kleinen, neapolitanischen Einspänner, welche zu Tausenden das tobende Gewirr der Riesenstadt durcheilen und von arm und reich zu Fahrten benutzt werden. Marietta schwärmte nicht nur für den Eigner solch eines Gefährtes, sondern auch für das Fahren überhaupt, und nicht selten wandte sie an Sonntagvormittagen, an welchen sie nicht sang, eine Lira auf, um von einem Ende der Stadt zum andern hin und zurück sich kutschieren zu lassen. Dann saß sie in dem Wägelchen, angethan mit ihrem blauen Sonntagskleide, dem hellgelbseidenen Brusttuch, zwei riesige rotgoldene Ohrringe in den kleinen rötlichen Ohren, stolz und majestätisch zurückgelehnt wie eine Königin,

und ihre Augen leuchteten vor Lust und befriedigtem Ehrgeize.

Es meldeten sich viel Freier bei der sehr hübschen Marietta, jedoch ein Carozellabesitzer befand sich seltsamerweise nie unter diesen.

Ob diese gleich verheiratet zur Welt kämen, fragte sich Marietta oft ganz zornig, denn sie war merkwürdigerweise nie auf einen ledigen gestoßen, und sie besaß doch die wunderbare Gabe, nach den ersten paar Worten beim Einsteigen in das Wägelchen schon herauszubekommen, ob einer verheiratet wäre. Es schien gar keine ledigen jungen Leute derart zu geben.

So verging die Zeit im Fluge. Ein Jahr nach dem andern rollte dahin — es meldete sich bei Marietta kein Carozellakutscher, der sie zur Frau begehrte, und das Mädchen fing an, sich den verhängnisvollen Fünfundzwanzig zu nähern — das ist die unheimliche Altersgrenze, bei welcher die meisten Italienerinnen beginnen, umfangreicher zu werden, als mit den Gesetzen der Schönheit sich verträgt.

Marietta fühlte mit Schrecken, daß sie keine Ausnahme von der Regel machte, und sie stellte sich vor, daß in einem Jahre vielleicht sie an ihrer Straßenecke nicht mehr stehen und singen könnte, ohne ausgelacht zu werden.

Dieser ihr Beruf ward hinfällig mit der schwindenden Jugend. Was sollte sie dann thun, um sich

einen Lebensunterhalt zu erwerben? Eine Schule hatte sie nie besucht, irgend eine Handfertigkeit nicht gelernt, in eine Fabrik gehen — Neapel hatte zu jener Zeit nur wenig derartige Arbeitsstätten und diese waren überfüllt von schlechtbezahlten Mädchen. Einen Grünkram aufthun — das hieße Wasser ins Meer tragen, denn fast in jedem zweiten Hause saß eine Frucht- und Gemüsehändlerin, und auch der Limonadenbuden gab es schon viel zu viel. Einen Beruf wie ihre Mutter ausüben — davor graute ihr, denn es lebte in Marietta ein Funke der Erkenntnis des Anständigen, Guten und Ehrlichen. — Da kam ihr eine Idee!

Sie hatte von einer gereisten Nachbarin erfahren, daß es in der Schweiz Doktorinnen, Telegraphistinnen, Posterpedientinnen und sogar Bahnhofskassiererinnen gäbe, die ganz so gut wie die Männer ihr Amt verwalteten und wie die Männer selbständig aufträten, und da eine dunkle Vorstellung von Frauenemanzipation schon lange in Mariettas nicht unbegabtem, klugem Kopfe gärte, so verfiel sie auf den Gedanken: wenn kein Kutscher mit der Carozella zu dir kommen will, so gehe du als Kutscher zu einer Carozella. Einen ehrlichen Beruf darf dir niemand wehren — in diesem Falle hast du erstens das Vergnügen, den ganzen Tag zu fahren, und bekommst zweitens die Lust noch bezahlt, und als erster weiblicher Kutscher in Neapel wirst du noch ganz anders berühmt werden wie als Sängerin,

und in kurzer Zeit das Geschäft aufgeben und von Zinsen leben können.

Das war das Endergebnis einer grüblerischen Stunde der trotz aller Bescheidenheit des Auftretens kecken und kühnen Marietta; die Sache erschien der an Aufsehen erregende Wirkungen gewöhnten Straßensängerin durchaus nicht so sehr absonderlich und ungewöhnlich, und wie der Entschluß in ihr reif und klar geworden war, so handelte sie auch sofort.

Sie suchte ein sorgfältig versteckt gehaltenes Büchelchen hervor, ließ sich von ihrem Schuhflickerwirt die darin verzeichneten Summen zusammenrechnen und bekam von diesem bestätigt, was sie allerdings sehr gut im Gedächtnis hatte, daß sie neunhundertdreißig Lire erspart hätte, die felsensicher auf der Nationalbank lägen.

Marietta hatte unbeschadet ihres „Künstlertums" einen echt italienischen Geschäftssinn, sie ging zuerst zu einer Base, die eine gute Stimme und etwas Geld hatte, auch noch leidlich jung war, und bot dieser ihren Stand samt Tisch und Guitarre zum Kauf an. Die Base ging mit Freuden auf dies vorteilhafte Geschäft ein, und schon am nächsten Tage sah man an der Ecke von San Ferdinando statt Mariettas stattlicher, rundlicher Erscheinung an dem bekannten Tische mit der allbekannten Guitarre am grünen Bande eine magere, sehr viel gelblichere Person, die aus Leibeskräften sang. Marietta aber feilschte bei der Witwe eines kürzlich ver-

storbenen Carozellakutschers hartnäckig und zäh um ein mageres Pferdchen und eine schön rot angestrichene Carozella mit einem neuen Binsenteppich am Boden und zwei großen hellen Laternen unter dem Kutscherbock. Sie gelangte glücklich in den Besitz dieser kostbaren Güter um den Preis von siebenhundert Lire.

Nachdem dies Geschäft beendet war, begab sie sich nach Melito, einem Oertchen bei Neapel, von wo ein Omnibus nach Neapel ging, setzte sich oben neben den Kutscher und bat diesen, sie doch für das Passagiergeld täglich das Fahren zu lehren. Der faßte die Sache als einen Spaß auf, der noch Geld einbrachte, er willigte ein, und so fuhr Marietta achtundzwanzigmal vier Stunden und fühlte sich nach Verfluß dieser Lehrzeit als vollkommen sicherer und ausgebildeter Kutscher.

Eines Tages hielt sie denn auch in der Nähe des Hafens mit ihrem Wägelchen, nahm darauf den Platz als Kutscher ein und wartete auf Fahrgäste. — —

Es war ihr doch da oben etwas seltsam bang und beklommen zu Mut, als sie, einen lackierten schwarzen Hut auf den krausen Haaren und die Peitsche in der Hand, in das tobende eilende Straßenleben, der Fahrgäste gewärtig, hinabsah.

Sie saß noch keine zehn Minuten, da hatte sie nicht nur die Aufmerksamkeit von einigen Hundert Vorübergehenden, die stehen blieben, sondern auch die viel verhängnisvollere der Polizei erregt.

Zwei Stadtsergeanten mit großen Dreimastern auf dem Kopfe, zwei Munizipalpolizisten mit grauen Mänteln und Käppis ohne Nummern und zwei Straßenwächter in schwarzem Waffenrock und Käppis mit Nummern, also sechs Mann der öffentlichen Ordnung standen denn plötzlich vor ihrer Carozella und legten die Hände auf sie selbst, den Wagen und das Tier.

„Wo haben Sie Ihren Erlaubnisschein?“ hieß es.

Marietta hatte keinen; davon hatte sie nichts gewußt. „Der Wagen hat ja eine Nummer, die Laternen sind geputzt und in Richtigkeit!“ verteidigte sie sich.

„Sie haben also keinen Schein?“ fragten die Gestrengen.

„Nein!“

„So folgen Sie uns zum Officio centrale, zur Hauptwache!“

„Zur Wache!“ stieß ganz fahlbleich werdend Marietta aus, und vor Schreck und Angst zitterte sie, daß sie die Peitsche fallen ließ und das Pferd unruhig ward und die Ohren spitzte.

„Ja, steigen Sie herunter und geben Sie uns Pferd und Wagen!“ befahl man ihr in sehr amtlichem Tone.

Marietta brach neapolitanisch laut in Schreien und Weinen aus. Eine gewaltige Menge hatte sich jetzt um die Verhandelnden angesammelt und lärmte und

lachte: ein Frauenzimmer als Carozellakutscher — das war etwas Neues, viele hatten den weiblichen Kutscher erkannt, Marietta die Sängerin als Kutscherin jetzt — das war etwas für die skandallüsternen und nach Neuigkeiten begierigen Neapolitaner, für die hunderttausend Nichtsthuer sowohl wie für die andern Bürger. Man war in hohem Grade neugierig und gespannt auf die Entwickelung der Dinge. Die Menge wuchs ins Ungeheure.

Marietta jammerte, schrie und weinte lauter und stieg nicht vom Bock; sie war ganz sinnlos vor Angst und Zorn.

Die Menge begann Partei für sie zu nehmen und den eingekeilten Polizisten wurde es schwül.

Da entstand in der Menge ein Schimpfen und Rufen, Arme erhoben sich, Hüte fielen von den Köpfen, es wurde hin und her geschoben. Jetzt sah man einen jungen Mann gewaltsam durch die Menge sich Bahn machen, er drang rücksichtslos keck und geschickt vor und nun stand er am Wagen bei den Polizisten — es war ein netter, aber ärmlich gekleideter Mensch, dem man es ansah, daß es ihm nicht besonders gut ging.

„Woran fehlt es?“ fragte er atemlos. „Sie hat keine Genehmigung?“

„Ja!“

„Die habe ich — aber keinen Wagen, und ich

übernehme den Wagen," ließ der junge Mann mit kräftiger Stimme verlauten.

„Darf ich?" rief er zu Marietta auf den Bock hinauf und übergab hierbei einem der Polizisten ein ziemlich großes, nicht sehr sauberes Papier, das er aus seiner Rocktasche zog.

Marietta verstand vor namenloser Verwirrung gar nichts.

„Der Signore hat einen gültigen Schein und keinen Wagen und will für Sie eintreten," erklärte ihr der erste Sergeant, welcher im Hinblick auf die Haltung der Menge froh war, daß die Sache sich so gut zu lösen schien.

Marietta begriff noch immer nicht. „Will mich heiraten?" fragte sie, die Augen immer noch voll Thränen, wie geistesabwesend.

Ein furchtbares Gelächter, das über den ganzen Platz lief, erscholl auf diese Frage.

„Das wissen wir nicht," erklärte jetzt der Sergeant Marietta lächelnd; „vielleicht ist der Herr auch noch so freundlich," fügte der Polizist mit echt neapolitanischem Witze hinzu. „Vorerst will er mit seinem Erlaubnisschein das Gefährt übernehmen, denn auch wenn Sie einen solchen hätten, Signora, dürften Sie als Frauenzimmer hier in der Stadt nicht fahren!" belehrte der Polizeimann. „Sie nehmen an?" fragte er.

„Ja!" antwortete mit leuchtenden Augen Marietta, ihren hübschen Retter ansehend.

Ein lustiges überlautes Gemurmel wogte über die Menschenmenge. Unzählige Evviva ertönten zum blauen Himmel, man ließ den jungen Mann, der so ritterlich und klug für die Bedrängte eingetreten war, „leben“ und wünschte ihm und der Signora Glück und freute sich über die nette Lösung des Straßendramas.

Marietta war währenddessen vom Bock gestiegen, hielt dankbar beide Hände ihres Retters, der nicht unfreundlich in das runde Gesicht mit dem krausen Haarwald und den großen schönen schwarzen Augen sah. Die Menge jubelte bei diesem Anblick, der sich ihr jetzt darbot, noch mehr.

„Meine Herrschaften,“ sprach nun der erste Sergeant zu den beiden, „Sie müssen mir doch zur Kontrollstation folgen, weil die Nummer des Wagens in den Schein eingetragen werden muß; erst dadurch wird er für diese Carozella gültig.“

„Sie geben die Carozella und das Pferd zu diesem Schein?“ richtete er seine Worte an Marietta.

Von neuem „Ja!“ und dankbar glückselige Blicke in die funkelnden Augen des schmächtigen Retters, der in seiner sehnigen Kleinheit, Gelbheit und Beweglichkeit Neapolitaner vom reinsten Wasser war.

„So, bitte, steigen Sie ein!“ forderte der Sergeant die unternehmende Exsängerin und jetzt auch Exkutscherin auf.

Und Marietta stieg in den Wagen, der Retter mit

seinem Schein auf den Bock; Marietta nahm nicht so stolz wie Sonntags, aber doch ganz vergnügt und zufrieden Platz.

„Geben Sie Raum, meine Herrschaften!“ riefen die Polizisten unermüdlich in die Menschenmauern — die Menge wich endlich, und in langsamem Schritt fuhr die Carozella, kutschiert von dem Retter, begleitet von den sechs Polizisten und gefolgt von einer großen Menge Volkes, dem Munizipalplatz zu.

Die gesetzlichen Förmlichkeiten nahmen dort nicht viel Zeit in Anspruch und verliefen heiter und befriedigend für alle Teile. Marietta übergab ihr Gefährt, für das sie keinen Erlaubnisschein hatte und keinen bekommen konnte, dem netten jungen Mann, der einen Schein, aber keinen Wagen dazu hatte, und die Folge dieses Geniestreiches der mutigen Marietta war, daß ihr Ideal sich dennoch verwirklichte.

Ihr Carozellaführer heiratete sie nach Verlauf von acht Wochen, hatte bald so viel seiner Berühmtheit in Volkskreisen wegen zu fahren, daß er sich zwei Pferdchen zum Wechseln halten mußte, und war so klug und gutherzig, seine Marietta, die zwar einige Jahre älter war als er, aber ihm ein behagliches Leben wieder ermöglicht hatte, gut zu behandeln und es ihr nie abzuschlagen, wenn sie am Sonntagnachmittag einmal Carozella zu fahren wünschte. —

Das ist der Lebenslauf von Marietta Polli, der

Straßensängerin, bis zum Hafen der Ehe, in welchem sie durch Mut und Unkenntnis der Gesetze und durch die Huld des Geschickes, obwohl die Sache schon recht zweifelhaft war, ihr Ideal erreichte.

Sein Urgroßvater.

Es war an einem Samstagnachmittag Ende Novembers, als ich von meinem Freunde Otto von Wittmack einen Postbrief empfing, der eine Einladung für den Sonntag nach Schloß Wittmack enthielt.

Eigentlich war es viel verlangt, jemand im Winter von Berlin aus nach Schloß Wittmack zu Besuch zu bitten. Die Umgegend von Stargard hat schon im Sommer nicht allzuviel Naturreize, ihre Romantik besteht in großen Getreidefeldern, sehr viel Gänsen, Schafen, Kühen und Schweinen, im Winteranfang aber lagerte auf der trostlos kahlen, mißfarbigen Ebene meist dicker Nebel, und es war entschieden kein Vergnügen, zu der dreistündigen Eisenbahnfahrt noch drei Stunden mit dem Wagen durch diese Gefilde zu ziehen.

Allerdings gab es auf Wittmack vortrefflich zu essen, und junge Mädchen hätten in drei Sonntagen an dem Mittagstisch dort ihre Bleichsucht heilen können, dennoch gehörte eine große Intimität der Freundschaft dazu, in dieser Jahreszeit jemand nach Wittmack einzuladen, und nur mein alter Spiel- und Studiengenosse Otto konnte sich das mir gegenüber erlauben, ohne ausgelacht zu werden.

Otto war Junggeselle und hauste mit einer Wirtschafterin dort, die er als sehr nützliches Inventar mit dem umfangreichen väterlichen Gute übernommen — deshalb fiel es mir auf, daß nicht wie gewöhnlich in dem Briefe stand: Du wirst eine muntere Gesellschaft von der Garnison Stargard und einigen Gutsinspektoren finden und neuen Pontac vom alten Aron Hirsch und ähnliches.

Das Schreiben war knapp und kurz und machte auf mich einen etwas sonderbaren Eindruck, es schien mißgestimmt und trübe geschrieben, und als Schluß gab mir der Satz: „ich möchte Dich um einen Rat bitten, den Du mir nur hier geben kannst," zu denken.

Was hatte der, wenn auch nicht gerade übermäßig geistvolle, aber doch recht verständige, gutsituierte, mit allen Verhältnissen dort von Jugend auf vertraute Gutsbesitzer mich, einen Mann der Künste und philologischen Dozenten, um Rat anzugehen. Welcher Art Rat konnte ich ihm geben und weshalb diesen nur dort. Handelte es sich um eine neue Art Räucherung der Gänsebrüste und war die Räucherkammer zu besichtigen; lag eine mißlungene Komposition der Schlempe bei der Stallfütterung vor —? Darin war ich nicht zu Hause; steckte eine Liebesgeschichte dahinter? In diesem Falle konnte sich Otto jedenfalls am besten helfen — außerdem hörte ich ja so etwas, als sei er gewissermaßen von Jugend an verlobt mit einer sehr reichen Rittergutsbesitzerstochter in der Nähe. Was mochte ihm auf dem Herzen liegen —?

Es mußte etwas Seltsames sein, daß er sich gerade an mich wendet und ich ihm nur auf Schloß Wittmack raten kann.

Ich wurde neugierig und gespannt, träumte die Nacht von Herden von Spickgänsen, die Streik machten, sich nicht wollten räuchern und zu Weißsauer einkochen lassen, mit gräßlichem Geschrei in die Höhe sich erhoben, mich auf ihren Rücken nahmen und mit mir nach Italien flogen.

Am nächsten Morgen früh saß ich im Zuge und an der Station erwartete mich der schweigsame Jochem mit der Kalesche.

„Ist denn etwas Besonderes bei euch vorgefallen?“ fragte ich den alten Kutscher.

„Nee!“

„Der Herr krank?“

„Nee!“

„Die Wirtschafterin wohlauf?“

„Na ob!“

„Besuch da?“

„Keener!“

„Na, denn man tau, Jochem,“ sagte ich und Jochem knallte mit der Peitsche und die starken Pferde griffen tüchtig aus.

Als es ein wenig bergauf ging und Jochem die Pferde verschnaufen ließ, wendete er sich zu mir um.

„Der Herr brummt!“ kam es bedeutsam von seinen schnapsbläulichen Lippen.

„Weshalb denn, Jochem?“

„Weeß nich.“

Nach einer Weile: „Er läßt den Kopp hängen.“

„Ja warum denn, Jochem?“

„Wird ihm wat in die Krone jefahren sind.“

„Schon lange, Jochem?“

„Ja, so die Tager achte. Er hat wieder den Raptus.“

„Na, den hatte er doch sonst nicht,“ warf ich ein.

„In der letzten Zeit ville.“

Damit war Jochems Gesprächsbedürfnis gestillt, seine Unterhaltungskraft erschöpft, er sah auf seine Pferde, brummte nur unverständliche Laute auf meine weiteren Fragen, und schweigend fuhren wir durch den kalten, dichten Nebel.

Endlich dämmerten durch die trübe, dicke Luft Umrisse von Pappeln und die Masse eines großen Hauses und wir fuhren in den gepflasterten Hof von Schloß Wittmack ein.

Das Schloß war ein großes schmuckloses, einstöckiges Gebäude aus der Zeit Friedrichs des Großen und unterschied sich von andern bürgerlichen Gutshäusern nur durch einen über die Seitenflügel etwas aufragenden Mansardenbau, unter dem im ersten Stock ein vierfenstriger Saal mit hohen Bogenfenstern lag.

Der Saal war auf bläulichhellem Grund mit Weinblättern an Latten, eine Laube vorstellend, bemalt, roch

im Sommer nach Moder und war im Winter unerheizbar kalt. Interessant schien er mir, weil er noch ganz so möbliert war, wie zur Zeit seiner Erbauung. Hier herrschte noch unangetastet das Zeitalter des alten Fritz mit üppigem Rokokogeschmack und größtem Sparsamkeitssinn. Schnörkelhaft und auffallend schmächtig und dürftig kam uns Nachgeborenen hier alles vor. Sonst war das Schloß mit seinen zwölf Stuben, von denen nur fünf bewohnt wurden und einige Sämereien zum Aufenthalt dienten, sehr einfach und ländlich eingerichtet, eben eine Junggesellenwohnung.

An der kleinen Steintreppe mit dem neuen Eisengeländer empfing mich der Hausherr.

Er reichte mir herzlich beide Hände.

Ich warf einen schnellen prüfenden Blick in sein Gesicht, es kam mir vor, als läge ein mürrischer Ausdruck darin, etwas Finsteres, Aergerlich-Sorgenvolles.

„Ich habe dich zu dieser Jahreszeit hergesprengt, nimm es mir nicht übel, es ist eine eigene Sache und wenn ich es hätte in Berlin abmachen können, wäre ich zu dir gekommen, aber es muß hier an Ort und Stelle sein.“

Mit diesen beinahe verlegenen Worten empfing mich Otto und geleitete mich in das große, riesig stark geheizte Fremdenzimmer.

„Nun, ich bin bald fertig, dann können wir ja über die Sache reden,“ erwiderte ich. „Wenn ich dir nützen kann, soll es mich freuen,“ fügte ich hinzu.

„Ich möchte wenigstens deine Meinung hören," entgegnete Otto kleinlaut und ließ mich allein.

Nach einer halben Stunde saßen wir im Eßzimmer, einem etwas finsteren, mit fabelhaften Gebirgslandschaften bemalten Gemach, vor dem Kaminfeuer und mein Freund sah nachdenklich in die blauen spielenden Flammen des selbstgestochenen Torfes.

„Du weißt," begann der Hausherr, den Blick nicht vom Feuer erhebend, „ich wollte jetzt endlich Ernst machen und heiraten."

„Nein, davon weiß ich nichts," ließ ich einfließen.

„Nun, ich bin schon seit ewigen Zeiten verlobt und die Sache ist längst abgemacht."

„Seit ewigen Zeiten, du bist ja jetzt erst fünfundzwanzig Jahre alt," konnte ich mich nicht enthalten zu unterbrechen.

„Aber Marie ist für mich bestimmt seit unsern Kinderjahren; ich weiß das, sie weiß das, wir haben nie etwas andres gedacht und haben uns ja auch recht lieb."

„So!" meinte ich bei diesem „recht lieb".

„Ja, wir passen zu einander," fuhr mein Freund fort; „sie ist ein gutes Mädchen, eine vortreffliche Wirtschafterin, hübsch und gesund, bekommt sechzigtausend Thaler bar mit und erbt später Wustrau, das dreimal so viel wert ist; was kann ich mehr verlangen! Es ist eine Frau, wie ich sie brauche."

„Und —“ warf ich jetzt ein, als mein Freund darauf stillschwieg.

„Sie will nicht kommen,“ stieß Otto ärgerlich hervor.

„Wohin nicht kommen?“ fragte ich.

„Hierher nach Wittmack.“

„Will nicht deine Frau werden?“

„Das wohl, aber hier nicht in Wittmack wohnen.“

„Aus welchem Grunde denn?“ forschte ich neugierig.

„Sie hat erfahren, daß es hier spukt, und fürchtet sich.“

„Unsinn — wer hat ihr denn das eingeredet?“ erkundigte ich mich lachend.

„Du hast gut lachen,“ erwiderte mein Freund darauf; „es ist etwas Wahres daran, ich konnte es nicht bestreiten.“

„Na, du und deine Braut, nimm es mir nicht übel, würdet auch den Telegraphen nicht erfunden haben, wenn ihr an Spuk glaubt und euch fürchtet,“ konnte ich nicht umhin einzuwerfen.

„Ich fürchte mich nicht, aber ihr graut es,“ lautete die verdrossene Antwort des Hausherrn.

„So, was spukt denn, Otto?“ fragte ich amüsiert.

„Mein Urgroßvater, der Erbauer des Schlosses,“ entgegnete mein Freund prompt.

„Na, der Esel thäte auch klüger, ruhig bei seinen Vätern versammelt zu bleiben, als nachts hier im Schlosse herumzulaufen,“ äußerte ich.

„Er thut's aber nicht, und es hat eine Bedeutung," lautete Ottos Entgegnung.

„Also glaubst du wirklich auch an diesen Blödsinn?" warf ich ein.

„Du wirst ebenfalls daran glauben, wenn du heute nacht aufbleibst," meinte Otto ganz auffallend überzeugt.

„Das Resultat wird ein grandioser Schnupfen sein," war meine Ansicht.

„Kann sein, jedoch du wirst etwas Merkwürdiges sehen," ließ Otto überaus sicher verlauten.

„Und wie soll ich dir hierbei raten?" wollte ich jetzt wissen.

„Darüber möchte ich mit dir sprechen, wenn du dich von der Lage der Dinge und der Wahrheit der Sache überzeugt hast. Du hast ja ein Buch über Geisterglauben geschrieben."

„Ja, über den Glauben an Geistererscheinungen der alten Völker," lachte ich.

„Das ist gleich, die Geister bleiben immer dieselben und jedenfalls weißt du hierin mehr als ich," meinte Otto.

„Das möchte zu bezweifeln sein, denn du bist, wie ich sehe, ein Gläubiger und ich glaube nicht an Gespenster, und es scheint auch, die Gespenster glauben nicht an mich, denn wenn sie auch vor andern die schönsten Solotänze aufführen, in meiner Gegenwart wollen sie keine Gastrollen geben."

„Mein Urgroßvater ist ein Zäher, der macht sich

nichts aus Ungläubigen; er ist nach dem Tode ganz so wie im Leben, ein nüchterner, hartköpfiger, rücksichtslos auf sein Ziel losgehender, peinlich sparsamer Mensch — Spuk wollte ich sagen," erwiderte mein Freund höchst ernsthaft.

„Ein sparsamer Spuk, das ist komisch, Otto!"

„Du wirst dich ja davon überzeugen," war seine Entgegnung.

„Nun gut," schloß ich, „ich will den peinlich sparsamen Spuk sehen und dann dir einen Rat geben, aber ich habe Hunger, Otto; von Geistererscheinungen und Nebel allein kann man nicht leben, um welche Zeit ist die Eßstunde?"

„Ach, das habe ich ganz vergessen. Es ist gewiß schon längst angerichtet; bevor du hereinkamst, hat Fräulein Sybel schon gefragt: ob sie die Suppe auftragen lassen soll. Wir essen im Winter im Wohnzimmer," erläuterte mein Freund und stand auf.

„Auch der schönsten Gespenster wegen möchte ich mir die Suppe nicht kalt werden lassen," meinte ich und folgte dem Hausherrn in den andern Flügel.

Glücklicherweise hatte Fräulein Sybel die Suppe wieder fortgenommen, als wir nicht kamen, und obwohl nun unser Diner ziemlich schweigsam verfloß, so aßen wir nicht wenig und mit Appetit. Auf die Verdauung meines Freundes schien demnach das umgehende Gespenst des Urgroßvaters keinen Einfluß zu haben.

Wir tranken Kaffee, rauchten Zigarren, wanderten durch den kahlen, nassen, frostschauernden Garten mit den alten gewaltigen Taxushecken und dem verwaschenen hölzernen Floratempel an einem kleinen künstlichen, mit Entengrütze grün übersponnenen See.

Es wurde Abend; wir aßen sehr gut zu Nacht, tranken starken Rotwein. Es war nicht Pontac, aber Ronssillon, auch eine gediegene Marke, nahmen einen Thee zu uns, halb Thee, halb echten Cognac. Es war elf, ich nickte etwas ein; es ward halb zwölf, ich schlummerte; da weckte mich Otto.

„Du, schlafen darfst du nicht, um zwölf kommt er."

„Wer kommt?" fuhr ich halb im Traume auf.

„Der alte Wittmack, Otto von Wittmack — ich heiße wie er — einst Husarenoberst unter Friedrich dem Zweiten, der das Gut hier von ihm als Lehen, das er redlich abzahlte, erhielt."

„Ach, laß mich mit dem Oberst zufrieden," brummte ich.

„Nein!" beharrte mein Freund, „jetzt ist's Zeit. Du wolltest ja mitkommen."

Ich ermunterte mich. „Richtig, dann wollen wir nur gehen." Ich nahm noch ein Glas starken Punsch, den Otto der Kälte wegen gebraut hatte, darauf verstand er sich, und dann gingen wir in einen dunklen Flur hinein.

„Ohne Licht?" fragte ich fröstelnd und meinen Rock fest zuknöpfend.

„Ja, du mußt ganz still sein und Licht dürfen wir nicht haben."

„Also man zu!" entschied ich mich ganz pommerisch und wir schlichen schweigsam vorwärts.

„Noch fünf Minuten," flüsterte mein Freund, indem er eine Seitenthür zu dem großen alten Saal mit den Weinblättern etwas öffnete, mich an die Spalte zog und mir zuflüsterte, nach dem langen Spiegel dort zu sehen.

Es war Halbmond, aber der Nebel zur Nacht nicht gefallen und deshalb das Licht schwach, ungewiß, dämmerig. Trotz der großen gardinenlosen Fenster konnte man in dem Saal fast nichts unterscheiden, nur wo der lange Spiegel mit den dünnen Goldrahmen hing, war einige Helle, und ich erkannte unter ihm einen vergoldeten Konsoltisch mit geschweiften schmalen Beinen.

So standen wir einige Minuten still und lauschten; es war niederträchtig naßkalt.

Da schlug die Uhr oben im Mansardenbau über dem Saal zwölf, und der Saal ward erleuchtet von einem blauen geisterhaften, unsicheren Licht und mit diesem seltsam stillen Lichtäther trat zu gleicher Zeit etwas Langes in das Zimmer.

Zuerst erkannte ich nur ein Leintuch, dann sah ich einen gelblichen Knochenarm, eine Knochenhand, die es zusammenhielt, und nun einen weißen kahlen, großen Totenkopf mit mächtigen schwarzen Augenhöhlen, der an

den Halswirbeln in guter Haltung das Laken überragte. Die Figur stand still, nahm das Leintuch ab, ein vollständiges Knochengerüst eines stämmigen, untersetzten Menschen stand da.

Das Gerippe nahm also das Leintuch von den Schultern, legte es sorgfältig in achtfacher Faltung zusammen und hing es über die Lehne eines alten, vergoldeten Stuhles. Dann schritt der Knochenmann, durch dessen Brustkorb das bläuliche Licht klar und deutlich die gebogenen Rippen zeichnend fiel, auf den Konsoltisch unter dem Spiegel zu, erhob die eine Knochenhand, die linke war's, öffnete eine Dose, die auf der Konsole stand; es war, wie ich jetzt sah, eine große, altmodische Schnupftabaksdose von Gold und Schildpatt, griff mit allen fünf Fingern hinein, nahm eine tüchtige Prise Schnupftabak heraus und stopfte sie in die Nasenhöhle.

Die rechte Hand hielt das Gerippe hohl und gekrümmt unter dem letzten Rückenwirbel.

Ich sah, wie die Prise durch den hohlen Raum des Brustkorbes an der Wirbelsäule entlang in die unten gekrümmte Hand fiel.

Nun führte das schnupfende Gespenst die rechte Hand mit der durchgefallenen Prise an die Nasenöffnung und hielt die linke Hand unter.

Die Prise fiel wieder durch.

Jetzt brachte es diese Prise mit der linken zur Nase und die rechte fing den Tabak auf, und so ging es mit

immer zunehmender Geschwindigkeit weiter. Vielleicht zehntausendmal schnupfte das Gerippe dieselbe Prise und zuletzt agierten die Knochenarme wie fieberhaft sich drehende Mühlenflügel.

Mir ward seltsam schauerlich bei diesem lautlosen, grotesk unheimlichen Schauspiel zu Mute.

Da schlug es eins.

Das Gerippe legte die Prise, welche es zuletzt mit der rechten Hand aufgefangen hatte, sorgfältig wieder in die Dose, klappte diese zu, nahm mit beiden Knochenhänden sein Leintuch, ließ es auseinanderfallen, hing es um die Schultern und ging langsam davon.

Mit seinem Verschwinden erlosch das bläuliche Licht und der Saal lag stumpf, kalt und finster wie zuvor.

Wir gingen leise in das Wohnzimmer zurück.

„Nun, was sagst du dazu?“ nahm mein Freund jetzt das Wort.

„Unerhört und unglaublich, lächerlich-schrecklich,“ gab ich ganz frosterstarrt zur Antwort.

„Ja, er war ein höchst wirtschaftlicher Mann, ein sehr sparsamer Herr, er gönnte sich nichts, nur eine Leidenschaft hatte er, das Schnupfen,“ so belehrte mich mein Freund; „er erarbeitete sich sozusagen den Besitz des Gutes und blieb deshalb in großer Gunst beim alten Fritz, der solche Leute liebte, und wie der alte Wittmack im Leben war, so ist er als Gespenst, mit der einen

Prise kann er hunderttausend Jahre schnupfen; aber es hat noch sonst eine Bedeutung," setzte Otto tiefsinnig hinzu.

„Bedeutung, welche denn?" forschte ich.

„Er zeigt sich als Vorbild und Beispiel."

„Wem denn?"

„Mir."

„Dir?" staunte ich.

„Ja!" Otto atmete schwer bei diesem kleinen Wort.

„Weshalb denn?" wollte ich wissen.

„Ich habe in der letzten Zeit ziemlich hoch gespielt und verloren."

„Also spukt der Urgroßvater erst seit einiger Zeit?" suchte ich mich zu unterrichten.

„Ja, seit einem halben Jahre wieder. Er kommt stets, wenn ein Wittmack hier unsolide wirtschaftet. Seit dreißig Jahren wieder das erste Mal. Meinem Vater ist er auch einmal in seiner Jugend erschienen."

„Und wie brachten die ihn denn weg?" forschte ich.

„Sie besserten sich schnell — dann kam er von selbst nicht mehr wieder."

„Na, thue doch dasselbe," war mein Rat.

„Ich habe schon seit zwei Monaten keinen Pfennig mehr gesetzt und keine Karte, keinen Würfel angerührt, aber das Gerippe bleibt nicht fort, und jetzt ist es allgemein bekannt geworden, daß der Oberst spukt, und man sieht mich höchst bedenklich an. Die Knechte fangen

schon an mir auszuweichen und die Mägde werden blaß, wenn ich mit ihnen spreche."

„Das ist fatal," gab ich zu; „doch wenn du dich wirklich und wahrhaft gebessert hast, muß doch das Gespenst verschwinden," sprach ich meine Ansicht aus.

„Diesmal scheint der Alte verdammt eigensinnig. Er scheint in seine alte Schnupfleidenschaft verfallen zu sein; er soll noch ärger wie der alte Fritz geschnupft und zuletzt so viel Tabak gebraucht haben, daß er sich den Schnupftabak selber aus gedörrten Mohrrüben bereitete. Er ist jetzt sicher wieder in Geschmack gekommen und weiß Gott, wenn ich ihn los werde —" schloß Otto seufzend.

„Aber weshalb nimmst du die Dose nicht fort und wirfst sie in den Teich, wo er am tiefsten ist," wand ich ein.

„Das thut kein Wittmack. Das ist eine Tradition bei uns. Es ist des Alten Dose. Solange dieser Name Wittmack hier existiert, wird stets die gefüllte Dose auf dem Konsoltisch stehen, das ist Familiensatzung; einmal ward die Dose fortgenommen und da gab es ein Unglück. Zwei vollgefüllte, durch einen Zufall nicht rechtzeitig versicherte Scheunen brannten nieder."

„Ja, dann sieht es übel aus, den Alten fortzubringen," meinte ich.

„Das ist eben meine Sorge und mein Verdruß. Marie will nicht hierherkommen, und ich kann es ihr nicht verdenken."

„Angenehm ist die Schnupferei allerdings nicht," stimmte ich bei; „aber wenn das Gespenst weiter nichts thut, so laß es doch schnupfen."

„Mir macht das auch nicht viel, jedoch Marie fürchtet sich. In einem Haus, wo es spukt, sei irgend etwas nicht sauber, meint sie; da sei entweder etwas geschehen, was nicht bon gewesen, oder geschehe noch etwas Dunkles. In ein solches Haus ziehe sie nicht."

„Ich habe vergeblich gegen diesen Unsinn jetzt schon die ganzen drei Monate gekämpft, sie weigert sich entschieden, und ich kann mit der Sybel allein die Wirtschaft nicht mehr führen. Es muß eine Frau auf den Hof."

„Höre Otto, da fällt mir etwas ein," sprach ich nach einer Pause tiefen Nachdenkens.

„Du betontest es sehr stark, daß dein Urgroßvater ein peinlich genauer Wirtschafter war und er scheint das auch als Gespenst geblieben zu sein; weißt du, Otto, darauf baue ich jetzt meinen Plan. Was ist für Schnupftabak in der Dose?"

„Nessing und Karotten gemischt, eine uralte Sorte, die mein Ahn am liebsten schnupfte, wie wir wissen."

„Billig?"

„Eine der billigsten."

„Gut, jetzt wollen wir den kostbarsten und teuersten Schnupf kaufen, der zu haben ist, und die Dose damit füllen; ist das Gespenst wirklich so sparsam, so wird ihm

dieser Schnupftabak zu teuer und kostbar sein und er ihn nicht weiter schnupfen."

„Das könnte gehen," ließ darauf mein Freund mit aufleuchtenden Blicken vernehmen; „das ist ein guter Einfall. Wir wollen morgen gleich nach Stargard und solchen Tabak kaufen."

Das thaten wir denn auch. Wir trieben eine exquisite Sorte auf, Natschi Tatschi, das Lot zu achtzig Pfennig, schütteten den alten Tabak aus der Dose und füllten sie mit dem herrlich duftenden Schnupf, klappten die Dose sorgfältig zu und stellten sie auf ihren gewöhnlichen Platz am Konsoltisch.

In der nächsten Nacht standen wir wieder wie vorher auf der Lauer.

Es schlug zwölf, das Licht erhellte den Raum wieder, still, feierlich wie gestern. Das Gerippe des Urgroßvaters erschien, legte wieder glatt und ordentlich sein Laken über den Stuhl, öffnete die Dose und schnupfte, einmal, zweimal — da hielt er die rechte Hand mit der Prise an die Nase, beugte den Knochenkopf, so daß die Halswirbel hinten ganz zackig heraustraten, vor zu der Prise in der Hand, schüttete den Tabak zurück in die Dose, machte diese zu, schlug mit der Knochenfaust heftig auf die Dose, daß es schauerlich knallte, band sich mit wütender Gebärde der Knochenarme das Leintuch um und ging mit den gewöhnlichen kurzen, aber jetzt hastigen Schritten so schnell davon, daß das

geisterhafte Licht erst einige Zeit nach seinem Verschwinden erlosch.

Mein Freund ergriff im Dunkeln meine Hand und drückte sie krampfhaft und geleitete mich dann in das Speisezimmer zurück — —

„Ich glaube, er ist jetzt fort, vorläufig fort, hoffentlich für lange, vielleicht für immer," ergriff ich das Wort, als wir vor dem Kamin auf unsren kurz vorher verlassenen Sesseln saßen.

„Ich glaube auch," stimmte mein Freund zu. „Es war doch gut, daß ich dich zu Hilfe rief. In der Landwirtschaft weiß ich mir immer zu helfen, bei dieser Sache aber fiel mir absolut nichts ein, ich war auch wie unter einem Bann, ganz niedergedrückt und ratlos."

„Fast scheint es so, du siehst also hier wieder, daß die Gespenster vor mir nicht stichhalten," scherzte ich.

„Und mein Vertrauen zu deiner Geisterkunde hat mich nicht betrogen, obwohl du meintest, daß du nur von den Geistern des Altertums etwas verständest," war Ottos Erwiderung; „jetzt wollen wir aber eine Flasche Champagner trinken," fügte er hinzu.

„Fange nicht wieder an zu verschwenden," mahnte ich; „der Alte ist kaum weg."

„Eine ist keine Verschwendung," hielt Otto, nun ganz zuversichtlich geworden, dagegen, „und ich habe ja jetzt ein ausgezeichnetes Mittel."

„Ganz recht, aber Vorsicht ist immer gut, wenn der

Alte den Champagner nicht am Platz fände, wiederkäme und anfinge, sich an den teuren Schnupftabak zu gewöhnen?"

„Dann wollen wir lieber den Champagner lassen," meinte Otto, wieder recht nachdenklich werdend.

„Es ist auch besser so. Es ist schon ein Uhr," pflichtete ich bei. „Wir dürfen jetzt schon auf unsern Lorbeeren ruhen und schlafen gehen," und wir gingen höchst zufrieden mit dem Ausgange des bedenklichen Abenteuers zu Bett.

Wir schliefen prächtig. Otto sah am nächsten Tage ganz erfrischt und jung vor Heiterkeit aus.

Wir verbrachten den Tag angenehm, jedoch immerhin noch in einer nicht ganz zuversichtlichen Spannung.

Als es Nacht ward, standen wir nun uns zu überzeugen, ob nicht die Schnupfleidenschaft vielleicht dennoch über alle Sparsamkeit des Gespenstes siegen möchte, wieder auf der Lauer am Saal.

Es schlug zwölf und kein Lichtschimmer und kein Spuk.

In der darauffolgenden Nacht machten wir die gleiche Probe. Es blieb wieder alles still, ruhig, dunkel in dem Saal.

Nun waren wir völlig überzeugt, daß das Gespenst des Urgroßvaters vertrieben sei und ruhig in seinem Grabe liegen blieb und sich nicht mehr durch das Zwölfeschlagen zum Schnupfengehen verführen ließ.

„Jetzt mußt du aber deinem Werk hier die Krone aufsetzen und nach Wustrau zu Marie mit mir kommen als Hauptzeuge und ihr klar machen, daß der Spuk auf Wittmack fort ist und nicht mehr wiederkehren wird," meinte Otto am darauffolgenden Tage.

„Dazu müßte ich ihr aber doch sagen, aus welchem Grunde überhaupt das Gespenst erschienen ist und weshalb es jetzt auch keine Veranlassung zum Kommen hat," warf ich ein.

„Das ist kitzlich," äußerte Otto sichtlich wenig erbaut.

„Welche Sicherheit kann ich ihr denn sonst vor den Besuchen des Erbauers von Schloß Wittmack geben?" hielt ich dagegen.

„Ja, ich sehe es ein," pflichtete Otto seufzend bei. „So sag's ihr."

Die Kalesche wurde angeschirrt und wir fuhren nach Wustrau.

Ich fand in Marie ein hübsches, rundes, rotbackiges Mädchen mit schönen kastanienbraunen Haaren und kleinen, sehr hellblauen scharfen Augen.

Nach einer zierlich geflochtenen Einleitung hielt ich ihr Vortrag über die Sache.

„Gespielt hatte Otto! Oh, oh!" kam es über ihre Lippen, als ich in meiner Rede an diesem heiklen Punkt angelangt war. „Das ist ja greulich — Otto und spielen. Ein Gutsbesitzer und Hasardspielen, da verliert

man ja allen Kredit bei seinen Leuten und die gute Meinung der Nachbarn und gilt nicht mehr für einen honorigen Menschen. Das ist schrecklich." Und zu Otto flog ein Blick, der mir besagte: die wird aufpassen, daß auf Wittmack nicht mehr hoch gespielt wird.

Otto sah nachdenklich zur Erde. „Na, es war nur ein paarmal," brachte er entschuldigend hervor.

„Aber doch scheint's hoch genug, daß der Urgroßvater im Grabe keine Ruhe hatte," wand Marie ein.

„Der war immer ein Knicker und Philister, er gönnte keinem Menschen etwas und wußte nichts als zusammenscharren," brummte Otto.

„Kann sein, aber er erwarb euer Gut und Vermögen, wie man sagt, und ich bin ihm jetzt dankbar für sein Erscheinen und werde mich nie mehr vor ihm fürchten, da ich weiß, wie gut er es mit euch meint, und werde als Hausfrau dafür sorgen, daß er nicht mehr wieder kommt."

Das war Maries Rede und sie schloß diese mit einem höchst unternehmenden und festen Blick auf Otto.

Ich wußte jetzt, daß das Gespenst des Urgroßvaters Ruhe hatte und sich, solange Marie auf Wittmack das Hausfrauenzepter führte, nie mehr in dem großen Saal mit den Weinblättern blicken lassen würde, es müßte denn sein, daß Otto das Gelüste spürte, wieder den billigen Nessing und Karotten in die Dose zu thun.

Vergnügt und zufrieden reiste ich jetzt nach Berlin

zurück; bereichert durch die Erfahrung, daß es auch in Pommern, im Vaterlande der Spickgänse und Gänsebrüste, Romantik gibt, sogar echte und gerechte Gespenster und Geisterromantik, in welcher ich, gestützt auf meine Kenntnis der Gespenstererscheinungen bei den alten Völkern, mit großem Erfolg den Geisterbanner gespielt.

Ein Künſtlerlos.

1.

Das Leben der Maler in Rom war im Jahre 1830 ein ganz andres als heutzutage, wo drei Vierteile der dort ansässigen Maler Bilderfabrikanten sind, die diesen Platz nur aus kaufmännischer Spekulation gewählt haben. Vor vierzig Jahren war die ewige Stadt den Malern nur eine heilige Quelle der Begeisterung, der Anregung, des unerschöpflichen Studiums. Ein edler Geist erhob sie auf diesem klassischen Boden und sie blieben in Rom, um ihrem Schaffen diesen Stempel aufzuprägen.

Wie heute noch, so gruppierten sich auch damals die Künstler nach der Nationalität. So bewohnten die Engländer, Deutschen, Italiener, Franzosen bestimmte Quartiere, und ein kollegialisches Zusammenleben, ein liebenswürdiger, heiterer, jovialer Geist war diesen Künstlerkolonien eigen. Selten, daß einer der Genossen sich von den übrigen absonderte. Unter diesen letzteren fiel jedoch ein junger Mann auf, der fast jeden Verkehr mit seinen Genossen mied, dafür aber mit außergewöhnlichem Fleiße arbeitete, obgleich verhältnismäßig nur wenige Gemälde sein Atelier verließen. Man sah ihn nicht oft in den Galerien, draußen aber in der tief ernsten, öden

Campagna, in den unwegsamsten Thälern der Gebirge wanderte er tagelang umher. Er lebte unter den Hirten, Bauern, sogar Briganten, die den sanften, schweigsamen Künstler alle kannten und in ihrer Art liebten. Dort in der weltabgeschiedenen Einsamkeit zeichnete er unermüdlich die Landleute in ihrer Beschäftigung, den Hirten der Campagna, den Räuber mit seiner Familie. Die Gemälde wanderten dann in die Welt hinaus und fanden Liebhaber durch den Ernst ihrer Auffassung und die Liebe und Naturwahrheit ihrer Ausführung.

In den Künstlerkreisen Roms selbst hielt man nicht viel von diesem seltsamen, etwas linkischen und bäurischen Genossen. Was er malte, trat in zu einfachem Gewande auf, als daß es allgemein Aufsehen erregen konnte, und die schlichte, so ganz der Natur hingegebene Auffassung so einfacher Motive ward in jener Zeit der mehr schwungvoll historischen Richtung in Rom wenig gewürdigt. Da kam plötzlich von Paris die wunderbare Mär, daß gerade dieser scheue Sonderling auf die Ausstellung ein Gemälde gebracht hatte, welches die größte Bewunderung erregte, alle übrigen Leistungen verdunkelte und sowohl von der Kritik als auch vom Publikum als der Stern des damaligen „Salons“ angesehen wurde. Der bisher fast unbekannte Name des Malers Leopold Robert war in Paris jetzt in aller Munde, alle Zeitungen hallten wieder von dem Lobe jener Kunstschöpfung — Kritik und Publikum zählten dies so plötzlich aufgetauchte Genie

unbedenklich zu den klassischen Malern Frankreichs. Die Malerkolonien Roms aber sahen mit unverholenem Staunen den stillen melancholischen Mann, der so blitzartig aus dem Dunkel zur Berühmtheit emporgetreten war, nach wie vor einsam und schüchtern durch die Gassen Roms wandern.

Im allgemeinen besuchen die Maler in Rom keine Familien. Sie leben ganz unter sich. Die Engländer haben ihre Klubs, die Deutschen ihre Künstlerkneipen, die Italiener ihre Lese- und Rauchkasinos und die Franzosen ihre Café-Billards, wo sie teils um der heiteren Geselligkeit willen, teils um ihre Interessen zu besprechen, zusammenkommen und ihre Abende zubringen. Auch in diesen war Leopold Robert nie zu finden. Dagegen besuchte er häufig eine Familie in Rom, die sowohl für das ganze innerliche Leben dieses Künstlers, als später noch einmal für die ganze Welt von verhängnisvoller Bedeutung werden sollte — die Familie Bonaparte.

Diese hielt sich damals am liebsten in dem politisch unterwühlten Italien auf und Rom war der Mittelpunkt, wo sie sich häufig Rendezvous gab. Dort führte der älteste Sohn Hortensens, der Bruder des nachmaligen Kaisers, der Prinz Napoleon, mit seiner liebenswürdigen Gemahlin, der Prinzessin Charlotte, einer Tochter Josephs, eine fast bürgerlich einfache Haushaltung. Bei einem Ausfluge lernte der Prinz zufällig den Maler Leopold Robert kennen, sie schlossen sich sympathisch an-

einander und seit diesem Tage entspann sich ein warmes Freundschaftsverhältnis zwischen ihnen. Auch die Prinzessin Charlotte nahm sich mit einer Art mütterlicher Fürsorglichkeit, die liebenswürdige Frauen häufig etwas linkischen, in sich gekehrten Personen gegenüber anwenden, des melancholischen Malers an; sie besonders verstand es, den schweigsamen, grüblerischen Mann zum Reden zu veranlassen, und auf die Fragen und Einwürfe der Prinzessin antwortete Robert bald mit einem ungewöhnlich feinen Geiste, der Prinzessin gegenüber entwickelte der unscheinbare Mann die ganze Tiefe seines liebenswürdigen Gemütes und oft eine glänzende Beredsamkeit. Im ganzen aber blieb diese eigentümliche Künstlererscheinung auch in den Zirkeln des prinzlichen Hauses melancholisch und trübe, sein Blick war meist gesenkt, nur wenn er auf der anmutigen Gestalt der Prinzessin ruhte, erglänzten seine schwermütig düsteren Augen in hellerem Feuer und ein scharfer Beobachter hätte bemerken können, daß in der Nähe der Prinzessin ein eigentümlicher Geist den Künstler umschwebte, daß sein ganzes Wesen verändert, wie elektrisch gespannt erschien. Die Prinzessin müßte kein Weib gewesen sein, wenn sie dies nicht gemerkt hätte; sie lächelte aber bei dieser Wahrnehmung fast unmerklich und verdoppelte ihre mütterliche Fürsorge gegen den Künstler.

Es war im Jahre 1828, als ausnahmsweise vollzählig die Mitglieder der Napoleonischen Familie in Rom

versammelt waren und in den sonst so stillen Salons des Prinzen Napoleon eine glänzende Gesellschaft sich bewegte. Die Königin Hortense mit ihrem jüngsten Sohne Louis hatte sich eingefunden, der König Jerome, Lucian, der Kardinal Fesch, die Fürstin Canino — sie alle bewegten sich in lebhafter Konversation durch die Zimmer, und unter diesen durch Reichtum, Geist und eine glänzende Vergangenheit ausgezeichneten Personen befand sich auch der Freund des Hauses, der Maler Robert, den die Prinzessin absichtlich in diesen belebten Kreis gezogen hatte. Dem bescheidenen Künstler wurde von allen mit Achtung begegnet, und sowohl der lauernde, furchtsame Kardinal Fesch, der geizige Hüter seiner Millionen, wendete seine Aufmerksamkeit oft dem Künstler zu, als auch der stets leichtsinnige Jerome bemühte sich, den Schüchternen durch lustige Neckereien zu erheitern. Vorzüglich aber beschäftigte sich Hortense mit dem Freunde ihres Sohnes.

„Wie kommt es nur, mein lieber Meister," wendete sich im Laufe des Gespräches die Königin fragend an Robert, „daß Sie Ihre heiteren italienischen Volksfiguren, wie das Mädchen am Brunnen, den Ziegenhirten und die Tarantellatänzerinnen, auf einen so traurig grauen Himmel malen?"

„Königliche Hoheit," entgegnete der Maler, „das Leben dieser Leute ist tiefernst, trotz der scheinbaren Heiterkeit. Mir drängt sich, während ich ihre Lustigkeit

male, die Dürftigkeit ihrer Existenz auf, ihre Armut, ihre schwere Arbeit, um nur das Allernotwendigste zu einem kärglichen Leben zu erwerben. Ich sehe das Volk nicht nur mit den Augen des Malers, sondern leider auch mit dem Herzen des Menschenfreundes, und dies mischt manche Thräne in meine Farbe."

„Aber wäre es nicht schöner, mein unverbesserlicher Melancholikus," warf heiter die Prinzessin Charlotte ein, „wenn die Kunst nur die glücklichen Momente des Lebens wiedergäbe, alles Erdenschwere fallen ließe, um so ganz göttlich wie ein heiterer Sonnenstrahl auf uns arme Sterbliche zu wirken? Ich habe mich fast erschreckt vor Ihrem Gemälde, das die trauernden Eltern bei ihren toten Kindern in der Kirche darstellt. Aus Ihrem Bilde sprach die bitterste Verzweiflung, der tiefste Gram. So etwas sollte man gar nicht malen, mein lieber Robert."

„Ich wünschte, ich sähe anders in das Leben!" versetzte der Maler seufzend; das Kunstwerk ist ja nur ein Spiegelbild, wie der Künstler die Welt anschaut, und ich sehe in den leuchtendsten Farben auch tiefes, dunkles Grau."

„Und so malen Sie es," fuhr die Königin fort, „dies trübt den Glanz Ihrer Farben. Sie würden Rafael gleichkommen, wenn Sie diese Erdenschwere, wie meine Schwiegertochter sagt, über Bord werfen könnten. Versuchen Sie es! Tauchen Sie auch einmal so fröhlich

in den Strom des Lebens wie Rafael — verlieben Sie sich gleichfalls in eine Fornarina, wir würden Ihnen," schloß die Königin scherzend, „das Bäckermädchen verzeihen, wenn Sie uns ein in Rafaelsche Goldfarben getauchtes Porträt von ihr malen könnten — ohne Grau, lieber Meister, ganz ohne Grau!"

Bei diesen Worten der Königin ward der Maler wie mit Rot übergossen, ein unwillkürlicher Blitz seiner Augen fiel auf die Prinzessin.

Hortense folgte verwundert diesem Blick und während sie die Prinzessin wie fragend anstarrte, zeigte diese etwas wie Unruhe und Verlegenheit. Die Königin räusperte sich auf eine ihr eigentümliche Art, wie die scharf beobachtende Frau dies immer that, wenn sie glaubte, eine Entdeckung gemacht zu haben, und wendete das Gespräch auf allgemeinere Gegenstände.

Spät abends suchte die Königin ihre Schwiegertochter in ihrem Boudoir auf.

„Charlotte!" sagte sie zu ihr, „der Maler Robert liebt dich — du bist, wie ich weiß, eine treue und glückliche Gattin meines Sohnes; dieser Maler ist zu edel und gut, als daß du mit ihm spielen oder eine Eitelkeit befriedigen dürftest — die Art und Weise aber, wie du mit ihm verkehrst, nährt bei ihm die unglückliche Leidenschaft, anstatt sie zu entmutigen, zu ersticken — es wäre für ihn und für dich gut, wenn du ihn allmählich aus deinem Kreise entferntest!"

Die Prinzessin war bei den Worten ihrer Schwiegermutter im höchsten Grade verlegen geworden; in unruhiger Hast nestelte sie an den Quasten des Sofas; sie schien mit einem Entschluß zu kämpfen. Endlich aber hatte sie sich gesammelt und entgegnete gefaßt und in entschiedenem Tone: „Nun, wenn es Wahrheit wäre, was du sagst, und wenn mich dieser Maler liebte, weshalb soll ich ihm das wehren? — Wenn ich die Sonne bin, die hoch und rein vom Firmamente ihn erleuchtet und erwärmt und in ihrem Schein ihn zu schönem Schaffen begeistert, wie ich das bemerkt habe — warum soll ich das nicht? Eine unglückliche Liebe verlöscht das Genie zur Kunst bald! — In diesem Sinne, liebe Mutter, habe ich mich dieses begabten Mannes angenommen, und ich glaube ihm durchaus nötig zu sein, um ihm zur Höhe in seiner Kunst zu verhelfen."

„Hüte dich, Kind," warnte die Königin, „vor derartigen Experimenten! Glaube mir, der älteren, erfahrenen Frau: keines Weibes Herz ist so fest, daß es sich in solche Gefahr begeben darf. Du kannst dich auch in der Stärke der Neigung dieses Malers täuschen, und zuletzt seid ihr *beide* zeitlebens unglücklich, wenn eines von euch beiden leidet!"

„Wir gehen ja bald nach Florenz und Robert bleibt in Rom, liebe Mutter," beruhigte die Prinzessin; „auf diese Weise sorgen ja schon die Verhältnisse dafür, daß Ihre Warnungen einen thatsächlich günstigen Erfolg haben

werden. Ich aber bin der Ansicht, daß es dieser Trennung gar nicht bedürfte. Sobald der Maler das Höchste in seinem Künstlerleben erreicht, eine bedeutende Stellung in der Künstlerwelt errungen hat, wird dies ihm völliger Ersatz sein für eine etwaige unglückliche Neigung, und meine Mission ist ihm gegenüber erfüllt."

„Ich will hoffen und wünschen, mein Kind, daß du recht behältst," erwiderte die Königin, „und daß dich nicht einst tiefes Leid treibt, bei deiner Warnerin Trost zu suchen!..."

Als Hortense ihre Schwiegertochter verlassen, blieb diese lange in tiefen Gedanken. „Ob die Königin recht hat," sprach sie endlich nachdenklich vor sich hin, „ob dieses passive Ermuntern der Neigung dieses Mannes einen gefährlichen Ausgang nehmen könnte? Nein!" sagte sie sich plötzlich, „der Mann ist ganz Künstler — zum Höchsten gelangt, übersteht er jeden Sturm. Er soll im Sonnenhauche seiner Neigung ungestört seiner Vollendung entgegenreifen und ich habe dann das beglückende Gefühl, seine Muse gewesen zu sein."

* * *

Die Gäste waren abgereist und bald ging wieder alles im Hause des Prinzen seinen gewöhnlichen Gang. Der Winter kam. Robert malte eifrig an einem größeren Gemälde; er verkehrte auf das intimste mit der Prinzenfamilie, er brachte jede Stunde freier Zeit dort zu und gab der Prinzessin Zeichenunterricht — die Abende

fanden jetzt regelmäßig den Prinzen Napoleon, die Prinzessin und Robert um einen großen Tisch versammelt, unter der großen Hängelampe waren alle drei eifrig bis spät in die Nacht mit künstlerischen Arbeiten beschäftigt. Der Prinz entwarf Landschaften, Robert zeichnete die Staffage hinein und die Prinzessin übertrug diese Blätter auf Stein. Es war ein anmutiges, dem Anscheine nach tief friedliches, glückliches, harmloses Künstlerzusammenwirken. Bei Salucci in Rom erschienen die Früchte dieser gemeinsamen Zerstreuung — zwölf Lithographien, idyllische italienische Landschaften darstellend, unterzeichnet „Napoleon inv. (invention), Robert fig. (figuration), Charlotte lith. (lithographie)." Niemand ahnte wohl bei Betrachten dieser heiteren Blätter, auch sicher die Prinzessin nicht in ihrem ganzen Umfange, welch eine Welt widerstreitender Empfindungen, sich heftig bekämpfender Gefühle schon damals das „Robert Figuration" zwischen Napoleon und Charlotte barg . . .

Die prinzliche Familie hatte beschlossen, erst im Sommer nach Florenz überzusiedeln; in Rom jedoch begann es unheimlich zu werden. Eine dem Freimaurerorden nachgebildete, aber hauptsächlich die politische Wiedergeburt und republikanische Einigung Italiens anstrebende Gesellschaft, die Carbonari, hatte ein Netz von Verschwörungen über die ganze Halbinsel ausgebreitet; fast die gesamte italienische Jugend und die liberalen Bürger gehörten zu diesem geheimen Bunde

und auch der Prinz Napoleon war tief verstrickt in die Pläne und Unternehmungen derselben. Der Ausbruch der französischen Julirevolution hatte das Feuer des Geheimbundes mächtig geschürt und die verstärkte Agitation machte sich der römischen Regierung beängstigend bemerkbar. Sie traf strenge Maßregeln, verhängte Kerker und Verbannung über die Verschworenen und auch der kompromittierte Prinz Napoleon mußte eiligst Rom verlassen; er begab sich nach Florenz, wo sein Vater, der Exkönig Louis, wohnte.

Robert blieb zurück und vollendete jetzt sein Gemälde. Es waren die weltberühmt gewordenen „Schnitter", und während dies in Paris einen wahren Sturm der Begeisterung erregte und den Namen des Künstlers zu einem gefeierten machte, schlich dieser selbst, trüb und melancholisch wie immer, durch die Gassen der ewigen Stadt, in den Einöden der römischen Campagna, als ein unlösbares Rätsel für seine Kunstgenossen.

2.

Man hatte in Paris den Maler ganz sicher erwartet und war sehr begierig, ihn persönlich kennen zu lernen. Kunstvereine, Studiengenossen, Freunde und Bekannte schrieben an Robert, schickten Einladungen — aber er kam nicht, er sandte nicht einmal eine Antwort. Dies fiel in Paris, wo man an ein ganz andres Verhalten der Tagesberühmtheiten gewöhnt war, seltsam auf.

Man war in der Hauptstadt Frankreichs noch nie so gespannt auf die persönliche Erscheinung eines Künstlers gewesen, als auf den Schöpfer der „Schnitter", dieses sirenenartig anziehenden Bildes, und die Presse wie das Publikum des leicht erregbaren Volkes begannen schon ungeduldig zu werden.

Diese Stimmung drang auch in die Kreise des Prinzenhauses zu Florenz. Dort herrschte die aufrichtigste Freude über die ungeahnt schnell wachsenden Erfolge des Hausfreundes. Der Prinz beglückwünschte Robert brieflich und die Prinzessin Charlotte konnte kaum die Zeit erwarten, ihren Freund auf der Stätte seines Triumphs zu wissen. Sie kannte Roberts einsiedlerischen Charakter und gerade deshalb hielt sie es für durchaus nötig, daß ihr Schützling nach Paris reise, daß er dort sehe und fühle, was er errungen, und daß er, getragen von der Begeisterung, die man ihm entgegen brachte, in dem goldenen Strom des Erfolges weiter schwimme. Sie sah es für ihre Pflicht an, ihn zum Besuch der Ausstellung zu vermögen. Aus diesem Gesichtspunkte schrieb sie endlich an ihn einen Brief, der ihre Freude über sein Meisterwerk in begeisterten Worten aussprach, und schloß diese Zeilen: „Jetzt ist es aber mein sehnlichster Wunsch, daß Sie sich zur Ausstellung begeben. Ich weiß es, wie Sie alle niedrigen Motive verachten; Sie sollen ja aber auch gar nicht in Paris als der Held des Tages paradieren und das Interesse für Ihr Kunstwerk

durch die Schaustellung Ihrer Person erhöhen und für sich ausbeuten. Trauen Sie mir, lieber Freund, zu, daß ich Ihnen zu solchem Thun raten würde? — Der Künstler muß aber mit dem Publikum, für das er schafft, in persönliche Berührung treten, das gibt ihm einen neuen Boden für seine Schöpfungen. — Für Menschen schafft ja der Künstler, und die völlige Isolierung von denen, die mit ihm leben, mit ihm fühlen, macht sein Thun einseitig und schließlich interesselos." —

Wenige Tage nach Empfang dieser Zeilen befand sich Robert in Florenz, im Hause des Prinzen, um der Prinzessin seine Reise zur Ausstellung anzuzeigen. Die prinzliche Familie kam ihm mit den herzlichsten Beglückwünschungen entgegen und die Prinzessin zeigte sich dankerfüllt, daß er ihrem Wunsch sogleich Folge geleistet hatte.

„Nun grüßen Sie alle Ihre Freunde in Paris auch von mir und kehren Sie als ganz glücklicher, lebensfreudiger Mann in unsern Kreis zurück," sagte Charlotte, ihm die Hand zum Abschied reichend.

Robert hielt diese Hand mit zitterndem Druck. — „Ganz glücklich?" wiederholte er mit seltsam bewegter Stimme: „Wer ist ganz glücklich außer denjenigen, welche in der Erde ruhen? — Bewahre mich der Himmel, mir den Tod zu wünschen!" *)

Die Prinzessin stutzte bei diesem Tone, eilig zog sie

*) Roberts eigene Worte.

ihre Hand aus der des Malers und in ihr Zimmer sich begebend flüsterte sie: „Sollte ich wirklich ein gefährliches Spiel gespielt und die Königin doch recht haben? — Ist die Neigung stärker als seine Liebe zur Kunst — in welch einen unseligen Abgrund würde das ihn führen! Es wäre entsetzlich, jetzt keinen Schritt mehr weiter auf dieser Bahn!..."

* * *

Die Aufnahme Roberts in Paris hätte jeden andern wahrhaft berauscht. Der Maler war mit einem Schlage eine erste Berühmtheit geworden, und nicht nur in Kunstkreisen feierte man ihn, auch das leicht erregbare Volk kannte den einfachen stillen Mann, der so Wunderbares malen konnte, nach wenigen Tagen, und wo er sich blicken ließ, empfing man ihn mit bewundernder Anerkennung. Roberts Freunde gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihn zu erheitern; sie arrangierten Feste, Zerstreuungen jeder Art, um ihm den Aufenthalt in Paris angenehm zu machen, ihn dort zu fesseln. In der Ausstellung trat einst ganz unvermutet die behäbige Gestalt Louis Philipps zu dem Künstler, der wahrscheinlich absichtlich an diesem Tage vor seinem Bilde längere Zeit festgehalten wurde. Der König schritt durch die ehrfurchtsvoll zurückweichende Menge und sprach in der lautlosen Stille, die jetzt eintrat, zu dem Maler:

„Ich freue mich, mein lieber Robert, daß Sie doch noch zu uns gekommen sind! Sie erhöhen uns die

Freude an Ihrem Werke, indem Sie uns Gelegenheit geben, diese Ihnen auszusprechen. Empfangen Sie, mein lieber Meister, ein sichtbares Zeichen der Anerkennung, das ich Ihnen hier auf diesem friedlichen Kampfplatz der Künste mit freudigerem Herzen zuerteile, als ich dies thun würde auf dem blutigen Felde der Schlacht!" Und mit diesen Worten heftete ihm der König das Kreuz der Ehrenlegion auf die Brust.

Allein diese Auszeichnung schien, anstatt den Künstler zu erfreuen, ihn noch düsterer zu stimmen.

„Was nützt ein Orden!" sagte er zu seinem Freunde Brandt, der ihn nach Hause begleitete. „Er sitzt auf dem Rock; in das Herz dringt er nicht — einem ruhelosen Herzen kann er den verlorenen Frieden nicht wiedergeben ... und die Anerkennung der Menge, diese ist mir so unheimlich bedrückend wie des Meeres Brausen, beiden entgehe ich gerne!"

Was auch der lebensfrische Brandt einwenden mochte, die trübe Lebensanschauung des Meisters war nicht zu heben, und nach kurzer Anwesenheit war Leopold Robert plötzlich wieder aus Paris verschwunden und eilte dem Lande seiner Sehnsucht, Italien, zu.

3.

Ganz unerwartet traf er im Hause des Prinzen Napoleon ein. Er fand dort große Aufregung — die lange drohenden Unruhen in der Romagna waren aus-

gebrochen, der Prinz stand im Mittelpunkte der Bewegung. Hortense mit Louis Napoleon war angekommen, und dieser schloß sich oft stundenlang mit seinem älteren Bruder zu geheimen Beratungen ein. Unter andern Verhältnissen würde die schnelle Rückkehr des Malers der Prinzessin Charlotte nicht lieb gewesen sein, jetzt aber begrüßte sie den Freund des Hauses mit größter Freude. Ihr Herz war angstvoll bedrängt durch die unheimlichen Zurüstungen um sie her, durch das Kommen und Gehen von Verschworenen, politischen Agenten, angeworbenen Kämpfern, vorzüglich aber durch den Einfluß, welchen Louis Napoleon, der versteckte, nur scheinbar harmlose jüngere Bruder, auf ihren Mann auszuüben begann. Sie fürchtete, daß Louis ihren Mann zu gefährlichen, abenteuerlichen Unternehmungen verführen könnte, und in ihrer Besorgnis um den geliebten Gemahl vergaß sie alle ihre Vorsätze in betreff des Malers. Sie näherte sich ihm daher wie ihrem vertrautesten Freunde, sie schilderte ihm ihre Angst, sie beschwor ihn, ihr beizustehen, um ihren Mann aus den Schlingen des jüngeren Bruders zu befreien.

„Louis Napoleons Ehrgeiz kennt keine Grenzen," sagte sie unter Thränen zu dem von ihrer Angst selbst tiefergriffenen Maler; „er würde alles um sich her verderben sehen können, wenn er in seinen Plänen nur um einen Schritt dadurch gefördert würde. Sie glauben nicht, mein lieber Freund, wie herzlos und ränkevoll

dieser junge Mann ist! O, helfen Sie mir, lieber Freund, meinen Mann aus seinen Händen zu befreien. Sie haben Einfluß auf den Prinzen Napoleon; er schätzt Ihren Rat, er hört auf Ihre Meinung; versuchen Sie es, die Machinationen Louis' zu vereiteln!"

Robert versprach, mit aller Macht, die ihm zu Gebote stände, den Verführungskünsten des jüngeren Prinzen entgegenzuarbeiten, und er setzte sich zu diesem Zwecke mit der Königin Hortense, die zu dem ganzen Carbonariunternehmen kein Vertrauen hatte, in Verbindung.

Louis Napoleon erkannte mit seinen Späherblicken in dem angekommenen Vertrauten seiner Schwägerin sofort einen Gegner und richtete sein Verhalten danach ein. Er verstand es mit meisterhafter Geschicklichkeit, den Prinzen von dem Maler fernzuhalten, und zog diesen scheinbar in sein Vertrauen. — „Beruhigen Sie die Prinzessin hinsichtlich unsrer häufigen geheimen Zusammenkünfte," sagte er einst zu Robert; es handelt sich allerdings bei diesen um die Befreiung des päpstlichen Gebietes — aber mein Bruder wird nichts unternehmen, ohne die Prinzessin um Rat gefragt und ihre Billigung erhalten zu haben."

Wenige Tage später waren sowohl der Prinz als auch Louis Napoleon plötzlich aus Florenz verschwunden. Leopold Robert erfuhr, wohin die beiden sich gewendet, und reiste unter den Segenswünschen der Prinzessin den

Prinzen nach, um im Falle der Gefahr wenigstens an deren Seite zu sein und sie mit seinen schwachen Kräften zu unterstützen.

Robert fand die Romagna in voller Bewegung. Von allen Seiten eilten Verschworene zu den Sammlungsorten, aber die ganze Erhebung hatte einen phantastischen, abenteuerlichen Charakter. Man hielt schwungvolle Reden, setzte in den Städten republikanische Verwaltungen ein, feierte Freiheitsfeste mit Bürgerwehrparaden, putzte sich mit Bändern und Kokarden heraus, jedoch für genügende Bewaffnung und ernste Disziplinirung der Truppen that man nichts; das Landvolk stand der Bewegung fern und die Verschworenen überließen sich in sorglosem Enthusiasmus den goldigsten Hoffnungsträumen, während vom Norden her schon schwere Wolken den Horizont zu verdunkeln begannen.

Robert traf Louis Napoleon vor der kleinen päpstlichen Festung Civita Castellana, die der Prinz mit einer Schar Verschworener berannte. Der ältere Bruder war nicht bei ihm, er befehligte eine Abteilung Freischärler in der Nähe von Terni. Robert unterrichtete den Prinzen von der drohenden Haltung Oesterreichs der Erhebung gegenüber und von den unheimlichen Gerüchten bedeutender Truppenzusammenziehungen an den Grenzen, welche in Florenz kursierten; er teilte auch dem Prinzen die wenig Vertrauen erweckenden Wahrnehmungen, die sich ihm bei der Herreise aufgedrängt und seine Besorg-

nisse wegen des Verhaltens der übrigen europäischen Mächte mit.

„Frankreich duldet keine Intervention der großen Mächte, kann keine zugeben, ohne sich nicht tief herabzuwürdigen," entgegnete Louis lebhaft, „und mit den aus der Festung hier befreiten politischen Gefangenen werde ich in kurzer Zeit in dem schlecht verteidigten Rom sein. Lassen Sie uns erst diesen Erfolg haben und das ganze Land erhebt sich für uns wie Ein Mann!"

Prinz Louis hörte auf keine Gegenvorstellung Roberts und dieser eilte jetzt nach Terni, seinen Freund aufzusuchen. Die Bewegungen der Verschworenen wurden absichtlich geheim gehalten; der Maler reiste hin und her, ohne den älteren Prinzen zu finden, und so kehrte er endlich unverrichteter Sache wieder nach Florenz zurück.

Dort war in der prinzlichen Familie die Aufregung zur größten Höhe gestiegen, und auch die entschlossene mutige Königin, an welche Robert einen Brief von Louis zu überbringen hatte, in der peinlichsten Unruhe. Mit zitternder Hand erbrach sie das Schreiben. Prinz Louis schrieb: „Ihre Liebe wird Sie in den Stand setzen uns zu verstehen. Wir müssen die Verpflichtungen halten, die wir übernommen haben, und der Name, den wir tragen, nötigt uns, den unglücklichen Völkern, die uns um Beistand anrufen, zur Hilfe zu eilen. Rechtfertigen Sie mich in den Augen meiner Schwägerin, die mich ohne Zweifel tadeln wird, ihren Mann mit-

geführt zu haben. Es thut diesem leid, jemals in die Notwendigkeit versetzt worden zu sein, nur eine einzige That seines Lebens vor ihr zu verbergen" *).

Die Königin ging nach der Lektüre dieses Briefes in schweren Sorgen im Zimmer auf und ab. Das von ihr lange Gefürchtete, von ganz Italien nicht Geglaubte war eingetroffen — Oesterreich kehrte sich wenig an die Drohungen, die Louis Philipp mit der Faust in der Tasche machte, es rückte mit großen Truppenmassen in Eilmärschen dem Herde des Aufstandes zu, um das päpstliche Gebiet zu schützen und die Revolution niederzuwerfen. Gleichzeitig mit dieser Unglücksbotschaft fiel der Königin der Brief eines Gesandten in die Hände, worin stand, daß man die Prinzen einfach als Rebellen behandeln werde, im Fall man sie ergriffe. Jerome schrieb von Rom aus, daß die Oesterreicher beabsichtigten, die Prinzen hinzurichten, und daß sie alles aufböten, sie zu fangen. Der Exkönig Louis bestürmte die Königin mit Bitten, ihm seine Söhne wiederzugeben. Bisher hatte sich Hortense geweigert, die Prinzen abzuberufen. „Wenn sie Verpflichtungen eingegangen haben," sagte sie zu ihrem vor Angst weinenden schwachen Ehemann, „so müssen sie diese auch halten; ich darf sie zu keinem Abfall verleiten."

Zuletzt aber konnte sie doch dem Drängen ihres

*) Briefwechsel der Königin Hortense.

eigenen Mutterherzens nicht widerstehen. Sie verschaffte sich falsche Pässe und reiste, begleitet von dem treuen Freunde der Familie, Robert, in die Romagna, um die Gefahren mit ihren Söhnen zu teilen, im Notfall diese zu retten.

Währenddem hatte die päpstliche Regierung ihre Söldner zusammengezogen und rückte mit diesen, verstärkt durch Straßenräuber aus dem Bagno, den Aufständischen entgegen. Es gab um Terni tagtäglich Scharmützel, in denen der tapfere Prinz Napoleon meist Sieger blieb, ohne seine Erfolge benützen zu können. Jetzt traf die sichere Kunde von dem Anmarsch der Oesterreicher bei den Aufständischen ein. Ihre Lage wurde verzweifelt. Prinz Louis mußte die Belagerung der Festung aufgeben und eilte, sich mit seinem Bruder zu vereinigen. Es galt einen Verzweiflungskampf, um sich zu der rettenden Küste durchzuschlagen. Von Süden her bedrängt durch die päpstlichen Truppen, von Nord und Ost durch die Oesterreicher, von einer zehnfachen Uebermacht eingeschlossen, wurden die Freischärler nach heftiger Gegenwehr zersprengt.

Prinz Napoleon fand fechtend seinen Tod an der Seite seines Bruders*), und Louis flüchtete sich, die

*) Prinz Napoleon starb nicht an den Masern, wie gewöhnlich berichtet wird, sondern nach neueren österreichischen Berichten ward er in dem Gefecht bei Rimini durch den Husaren A. Palaczdy am 27. März 1831 niedergehauen.

österreichischen Husaren auf den Fersen, nach dem kaum dreihundert Schritt vom Kampfplatz entfernten Rimini.

Die nach dem Süden eilende Königin erfuhr, daß die Aufständischen sich vor den heranrückenden Oesterreichern nach Bologna zurückgezogen hätten; ungeduldig wendete sie ihre Reise jetzt dahin, jedoch schon auf der ersten Poststation traf sie die erschütternde Nachricht von dem Tode ihres älteren Sohnes und daß Prinz Louis nach Pesaro geflohen sei. Auf Schleichwegen geleitete der gebirgskundige Maler die Königin zur Küste und hier fanden sie den Prinzen Louis krank und eine Beute des heftigsten Kummers.

„Fehlgeschlagen, alles fehlgeschlagen!“ rief er unter Thränen seiner Mutter zu, die gleichfalls heftig weinend ihren Sohn in die Arme schloß; „und meinen treusten Freund, den einzigen Freund meines Lebens, verloren!“*).

Robert trennte sich jetzt von der Königin; diese rettete ihren Sohn Louis nach einem Schlosse der Familie bei Ankona, wo die Krankheit des Prinzen völlig zum Ausbruch kam. Kaum aber hier angekommen, traf die erschreckende Nachricht ein, daß der österreichische Generalfeldmarschalllieutenant Baron Monrad Geppert in ihrem Schlosse Quartier nehmen wolle. Die Königin konnte den Prinzen nirgend anders verstecken, als in einer Kammer neben ihrem Zimmer, die von dem Ge-

*) Napoleons eigene Worte.

mache des Feldmarschalls nur durch eine Thüre getrennt war. Hier lag nun der Prinz in den heftigsten Fieberphantasien; wenn der Kranke hustete, mußte die Königin herbeieilen, ihm die Hand auf den Mund legen, damit er sich nicht verriet. Der Prinz war von der Amnestie ausgenommen, wenn man ihn gefangen nahm, wurde er unzweifelhaft hingerichtet. Es war für die Königin eine schreckenvolle, entsetzliche Zeit.

Endlich genas Louis. In der Kleidung eines Bedienten begleitete er seine Mutter durch die mit Adjutanten und Soldaten erfüllten Säle. Er schwang sich hinten auf den Wagen der Königin und so rettete ihn Hortense mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart mitten durch die vom Feinde besetzten Staaten und brachte ihn erst zum Mittelmeer, dann über Frankreich zum sicheren gastlichen Strand Englands.

* * *

Robert kehrte nach Florenz zurück, ihm fiel das schwere Amt zu, der Prinzessin Charlotte den Tod ihres Mannes mitzuteilen. Er that dies in seiner schonenden, zartfühlenden, seelenvollen Art — aber selten mögen irgend einem Menschen Worte schwerer gefallen sein, als diese dem gemütsweichen Maler der Prinzessin gegenüber!

Der Gram und Kummer der jungen Frau kannte keine Grenzen, man fürchtete für ihren Verstand. Wie früher die Angst und Besorgnis um ihren Gatten jeden

Nebengedanken aus ihrer Seele verdrängt hatte, so füllte jetzt diese gänzlich das Leid um den Verstorbenen aus, und wieder fand die Prinzessin in ihrer Verzweiflung keinen treueren Freund als Robert, dem sie ihr Leid klagen, mit dem sie von dem Verstorbenen sprechen, dem sie mit der Wucht und hinreißenden Beredsamkeit echter Liebe den ganzen Umfang ihres Verlustes offenbaren konnte. Daran dachte die Prinzessin in der Heftigkeit ihres Schmerzes nicht, daß sie gerade diesem Manne mit jedem ihrer Worte ebenfalls Wunden, tiefe Wunden schlug; denn in ihrem Kummer sah sie in Robert nur den Mann, der ihren Gatten ja auch so herzlich geliebt hatte. Wo waren alle ihre Schwärmereien von Kunst und der Erziehung Roberts zur Künstlerhöhe durch den stillen Zauber ihrer Person hingeflohen vor dieser schrecklichen Erschütterung ihres Herzens? . . .

Robert sah in der Trauer der Prinzessin die Vernichtung auch des fernsten Dämmerscheines der Hoffnung, die sich etwa in seine Seele eingeschlichen hatte — und so rätselhaft ist das Menschenherz, so verschlungen sind seine Irrgänge: dies entflammte seine Liebe nur noch heftiger. Er trauerte aufrichtig um den gefallenen Freund, er fühlte in den Tiefen seiner Seele den Verlust der Prinzessin: er litt durch ihren Gram unsäglich, er hätte mit Freuden sein Leben hingegeben, wenn er damit der Prinzessin ihren Gemahl hätte zurückkaufen können — — und doch war durch den Tod des Prinzen die

nicht zugestandene, unter der Asche halb erstickte Neigung wieder zum Leben erweckt und durch die heftigen Klagen der Prinzessin, die ihm verrieten, wie dies Frauenherz lieben konnte, zur leidenschaftlichsten Flamme angefacht worden, die ihn zu verschlingen drohte! Robert kämpfte gegen diese unselige Liebe mit der ganzen Macht, deren er fähig war, er rieb sich fast auf in diesem Zwiespalt — sein Aussehen veränderte sich, der Maler alterte schnell und ward kränklich. Er warf sich mit Eifer auf seine Kunst, aber er konnte nichts malen: von der Staffelei weg zog es ihn in die Nähe jenes Feuers, von dem er fühlte, daß es ihn verbrenne, und von dem er doch nicht lassen konnte.

Die Prinzessin ward ruhiger — eine stumme, schmerzliche Resignation trat an die Stelle der Verzweiflung und jetzt gewahrte sie zu ihrem Schrecken, wie die ganz übersehene Liebe des Malers zu ihr statt erloschen, nur tiefer, heftiger, leidenschaftlicher geworden war. In ihrem Schmerz um den Tod ihres Gatten war diese Entdeckung ihr doppelt peinlich, sie enthielt den geheimen Vorwurf, daß sie selbst an dem Wachsen jener unglücklichen Leidenschaft schuldig gewesen sei, dieser Leidenschaft, welche sie jetzt als eine drückende schwere Last empfand. Sie erweckte in ihr Mitleid, Zorn, Gewissensbisse, sie machte sie ungeduldig und sie wünschte sich sehnlichst davon zu befreien. Sie ließ es daher den Maler merken, daß er nie irgend etwas hinsichtlich seiner

Neigung hoffen dürfe. Die Verzweiflung trieb ihn fort. Er schreibt an seinen Freund Brandt, indem er ihm die Uebersiedelung nach Venedig anzeigt: „Ich verlasse Florenz. Es gibt hier einen Dorn, der sich mir täglich von neuem in das Herz drückt; vielleicht fühle ich ihn in der Entfernung weniger.“ —

In der Inselstadt nahm der Maler mit Hast seine Arbeiten wieder auf, tagtäglich fuhr er nach Chioggia und zeichnete dort Schiffe. Er begann ein größeres Werk zu komponieren — aber immer fiel er in einen Zustand von krankhafter, leidenschaftlich bewegter Schwermut zurück, die an Stärke und Dauer bei jedem Anfall unheimlich zunahm. Sein Gesundheitszustand war derartig geworden, daß sein jüngerer Bruder Aurel als eine Art Wärter bei dem unglücklichen Künstler leben mußte, um ihn zu pflegen und zu beaufsichtigen. In dieser Zeit vollendete Robert sein zweites weltberühmtes Gemälde „Die Schiffer“, ein Bild von mächtig ergreifendem Ernst der Auffassung und wunderbarer Schönheit der Zeichnung, das zu Paris, wohin es zum „Salon“ gesandt war, womöglich noch größeren Enthusiasmus als „Die Schnitter“ erregte. Das Echo dieses großen Erfolges ertönte über die Alpen — die glänzende Aufnahme seiner neuen Leistung von der Kritik und dem Publikum gingen dem Künstler durch die Presse und den Schwarm von Reisenden zu, die den berühmten Maler besuchen wollten.

Aber wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf kurze Zeit nachher in Paris die Nachricht von dem plötzlichen Tode Roberts ein. Man wollte es nicht glauben — man hielt es für ein Motiv der Reklame, aber die mit erschreckender Bestimmtheit nachfolgenden Bestätigungen versetzten alle Kreise in Paris in tiefe Trauer. Der tiefbetrübte Bruder berichtete nach Hause: „Leopold kam des Abends mehr erregt als gewöhnlich von einem Besuch nach Hause. Ich gab ihm die beruhigende Arznei, worauf ich ihn zu Bett brachte. — Am nächsten Morgen früh, als ich in sein Atelier trete — denkt Euch den Jammer! da lag er vor mir in seinem Blute, tot mit durchschnittenem Halse vor seiner Staffelei. Auf dieser befand sich eine Skizze der ‚Schnitter', an der er noch geändert hatte. Mit dem Rasiermesser, das er zum Abheben der pastösen Farben brauchte, hatte er die unselige, ganz unbegreifliche That verübt . . ." Und unbegreiflich blieb sie damals — selbst seine besten Freunde schreiben den Selbstmord Roberts einem plötzlichen Wahnsinnsanfall zu, denn so geheim hielt Leopold Robert seine verderbliche Neigung zu der Prinzessin, daß in seinem ganzen umfangreichen Briefwechsel nur die eine einzige Andeutung auf das Geheimnis seines Herzens vorkommt, die wir in dem angeführten Briefe an seinen Freund Brandt gelesen haben.

Die Prinzessin Charlotte fiel bei der Nachricht von der schrecklichen That ihres Freundes in ein heftiges

Nervenfieber. In den wirren Fieberphantasien rief sie oft mit verzweifelten angstvollen Tönen: „Ich habe ihn getötet — o Hortense — o Hortense!“

* * *

Wenn man über die Lagunen Venedigs zu dem fern aus den spiegelnden Wellen melancholisch hervorschauenden Baumgrün in der Richtung nach Murano fährt, gelangt man zu der Insel Cristoforo Michele. Eine verwitterte Marmortreppe führt zu einem öden traurigen Platz, bedeckt mit eingefallenen Gräbern, umgefallenen Grabsteinen, mit einer verfallenen marmorbekleideten Kirche im Hintergrunde. Wir sind auf dem Begräbnisplatz Venedigs. Zähes graues Riedgras, wie auf Dünen, überzieht hier den Boden mit seiner fahlen Farbe. Kein Verwandter, kein Freund der Gestorbenen besucht und schmückt hier die Gräber; selten kommt ein Fremder dorthin, nur nachts erscheinen fackeltragende Mönche, welche in ihren schwarzen Kähnen mit dem großen weißen Kreuz die Leichen aus der Stadt herüberführen und still hier in die Erde senken. Heiser schreiend kreist die Möwe über diesem traurigen Fleck Erde, zerstörend pocht die Welle der Lagune an dem morschen Mauerwerk dieses Gottesackers — und in einem Winkel dieser Begräbnisstätte, ausgestoßen selbst im Tode noch von den Menschen, die er durch seine Bilder verherrlichte, liegt unter einem zerbröckelten Stein, der einst seinen Namen enthielt: Leopold Robert.

Der Meisterschuß.

Ein frischer Wind weht von den Bergen und das Hochgebirge zeigt eine lange Kette von Schneegipfeln. Die Wiesen sehen noch grüner aus als sonst und die Bäche laufen stärker. Nach großer Hitze hat es ein Gewitter gegeben und mehrere Tage geregnet; jetzt ist es klar und frisch, alles scheint wie verjüngt und seines Lebens von neuem sich zu erfreuen, ganz besonders jedoch die Bewohner des Kreises Gamskogel, denn nun können sie ihr Schützenfest ohne Nebel und Regen feiern. Da erstanden auch bald Flaggenstöcke, Guirlanden über die Straßen, bekränzte Hauseingänge, und die Schützenstände wuchsen nur so aus der Erde. In den Wirtshäusern wurde geputzt und gescheuert, die Keller gemustert und manch Fäßlein noch in der kühlen Tiefe geborgen. Der Wirt des größten Gasthauses zum Adler kostete schmunzelnd und die Wirtin war sehr aufgeregt, denn wo sollte sie so viel Pfannen herbekommen, als jetzt schon zur Vorfeier Pfannkuchen verlangt wurden. Wie würde das erst am Schießtage gehen . . . Der Herr Gemahl blieb aber sehr kühl und ruhig, denn er bekümmerte sich nur um das Trinken, und an flüssiger Nahrung war bei ihm noch nie Mangel gewesen. Nicht minder auf-

geregt als die Mutter war jedoch Medei, des Wirtes zum Adler blonde Tochter.

Medei hatte sonst keine Sorgen, sie wußte nichts von Kopfweh, Herzklopfen, schlechtem Schlaf und Appetitlosigkeit, ihr war nie „zitterig" zu Mute; in blühender Gesundheit und tüchtiger Arbeit verbrachte sie ihre Jahre, sie aß stark, schlief stark, schaffte stark, lachte stark und wußte nicht, was Erregung, Unruhe, Sorgen sei. So war es bis vor zwei Monaten hergegangen, da — wahrhaft plötzlich erwachte ihr Herz, ein starkes, gesundes Herz voll tüchtiger Ansprüche an das Leben. Medei wußte mit einemmal, daß sie den Jörgl liebte, als sie ihn mit der Broni, die sich an ihn herandrängte, schön thun sah. Jörgl war ein stattlicher Bursch, ihr Nachbar, ein bißchen phlegmatisch, etwas stark seinem Pfeifchen ergeben; er arbeitete nicht gern mehr als er mußte, er saß gern lang in der Sonne und dachte an nichts, oder sah zu den Bergspitzen hinauf; wenn aber etwas ihn packte, dann galt er für vier, in Ernst und Scherz, Arbeit, Zorn, Freude und Leid. Gewöhnlich aber ließ Jörgl nicht so leicht sich von etwas anfechten, und das war der Grund, weshalb er auch mit seinem Gütle nicht recht vorwärts kam. Er hatte es vom Vater ererbt, es war nicht groß, jedoch sehr verbesserungsfähig und hätte dann einen weit größeren Ertrag gegeben. — Jörgl jedoch nahm nicht gern eine Mühe auf sich; das Gütle ernährte ihn, er brauchte nicht viel — wozu sollte er sich

plagen. Gerade diese Ruhe und Gemütlichkeit, das stets heitere, zufriedene, lustige, gleichmütige Wesen gefiel der Medei und dazu kam noch, daß Jörgl ein wunderschöner Mensch war, mit leuchtenden blauen Augen, frischer, rosiger Gesichtsfarbe und einer Gestalt, so ebenmäßig und stark, daß sie das Entzücken jedes Bildhauers gewesen wäre. Bisher hatte Medei den Jörgl immer gut leiden mögen, weil er solch ein guter, friedlicher Bursch war; nun nahm sie wahr, daß er schön war, der schönste Mann, den sie je gesehen, und in ihrem Herzen ward es warm, sogar schwüler Sommer, und nun kam ein Gewitter zum Ausbruch durch Broni — Broni legte den Arm um Jörgls Schulter und der Bursche lachte dazu vergnügt und zog die Bauerntochter lustig an sich. Broni war reich und Jörgl fast arm. Medeis Eltern hatten ein schönes Besitztum, eine einträgliche Wirtschaft, doch so reich wie Broni, die schon selbständig war und ihre hunderttausend Mark besaß, war Medei durchaus nicht ... daran dachte sie plötzlich und ward wütend auf Broni und zornig auf Jörgl, obgleich sie das ja gar nichts anging, wenn die beiden miteinander schön thaten. Von dem Tag an wußte Medei, daß sie Jörgl liebte; der gewaltige Bursche jedoch merkte nichts, er sah Medei, die ihm auffallend oft jetzt begegnete, so vergnügt an — „wie ein schönes Pferd, einen schönen Stutzen“ — das war Medeis ärgerlicher Ausdruck — freundlich, munter, zufrieden wie immer. Medei wär's lieber gewesen, wenn

er nicht so gleichmütig bei ihrem Anblick sich gezeigt. Was sie früher an ihm gern gehabt, das gefiel ihr jetzt plötzlich nicht mehr so sehr; allerdings auch bei Broni that Jörgl nicht anders und das stellte Medei wieder einigermaßen zufrieden — doch wer kann einem so reichen Mädchen, das außerdem noch hübsch ist, trauen. — Diese Sorge nagte an Medeis Herzen und hinderte sie oft am Einschlafen. Ich bin sicher, daß Jörgl jetzt wie ein Bär schläft — dachte dann Medei — und nicht weiß, daß ich auf der Welt bin — sann sie weiter und wünschte dem Jörgl auch eine schlaflose Stunde. Jörgl folgte aber diesem Wunsche nicht, er schlief viel und lange wie früher und wußte wirklich nicht, daß Medei auf der Welt war, bis er sie sah. Da eines Tages erhielt Jörgl einen schöngesiegelten Brief vom Bezirksort, darin stand, daß ihm eine Hypothek auf sein Gütle gekündigt wäre und er bis zu dem Tage so und so viel Geld bar zu zahlen hätte. Jörgl las dies Schreiben dreimal, bis er es verstand, dann begriff er, daß hier ein böser Fall vorlag. Geld hatte er gar keins und leihen würde ihm niemand auf seinen Grund und Boden, denn der war im Laufe der Jahre recht viel schlechter geworden und sein Haus sehr baufällig. Jörgl ging deshalb tiefsinnig umher und ließ seine Pfeife vielmals ausgehen. Broni hatte schwarze durchdringende Augen, sie bemerkte stets alles, was im Dorfe geschah, wußte von jedem Briefe, den jeder bekam — und hatte das Schreiben an Jörgl

lange Zeit in der Hand umgedreht, bis sie es dem Briefträger wieder gab. Die Form dieses Briefes, der Siegel des Orts des Abgangs gab ihr zu denken und, da Jörgl nach dem Empfang dieses Schriftstückes so außerordentlich wenig vergnügt sich zeigte, erriet die reiche Bauerntochter mit ihrem scharfen Verstande sofort, um was es sich bei dem schönen Burschen handelte. Jedoch auch Medei hatte das Schreiben gesehen, denn der Briefbote hatte Jörgl den Schein über den eingeschriebenen Brief in der Wirtsstube ihres Gasthauses unterzeichnen lassen, weil der Adressat weder Tinte noch Feder im Hause hatte. Medei bekümmerte sich, seitdem ihr Sehnen und Trachten sie zu Jörgl zog, sehr ernsthaft um dessen Vermögensverhältnisse, sie nahm plötzlich wahr, daß er weniger arbeitete als er sollte und konnte und daß sein Gütle wenig einbrachte. Die blonde Wirtstochter ahnte nichts Gutes und als sie Jörgl mit kalter Pfeife und rotem Gesicht auf seiner Wiese sah, war auch ihr klar, was dem von ihr heimlich so heiß Geliebten drohte.

Während nun Medei sorgenvoll sann und grübelte, handelte Broni. — Gut gibt Mut, und Broni war sonst von Charakter schon eine resolute, keck auf ihr Ziel losgehende Person. Broni zog sich sauber an und ging direkt auf das Feld, wo Jörgl arbeitete.

Der junge Bauer war so in seine Sorgen und seine Arbeit vertieft, daß er das Kommen des Mädchens gar nicht wahrgenommen.

Broni stellte sich neben den stattlichen Mann und legte ihre Hand auf seinen Arm. — Jörgl fuhr herum.

„Jörgl," sprach Broni mit entschlossenen, kecken Augen den ganz verdutzt Dastehenden, fest in sein schönes Gesicht schauend, an. „Es geht dir nicht gut — du sollst Geld haben, Bub — wenn du's haben willst, so hast du's, ich geb' dir, so viel du brauchst, denn ich will nicht, daß du verlumpest."

„Du gibst es mir," antwortete nach einer langen Pause Jörgl und sah die kecke Schwarze mit ihren krausen, dunklen Haaren und dem festgeschlossenen, blassen Munde erstaunt, neugierig, verwundert an. „Du von deinem Geld?" wiederholte Jörgl und sein Blick erheiterte sich. — „Ja, warum gibst du's mir denn?" fragte nach einer neuen Pause der junge Mann.

„Das geht dich nichts an," lachte Broni mit eigentümlichem Ausdruck, und ihre Augen nahmen sozusagen schon Besitz von dem stattlichen jungen Bauern.

Jörgl besaß ein feines Gefühl, er war trotz seiner Riesengröße und Simsonsstärke sogar etwas empfindsam. Dieser Blick lag plötzlich wie eine Fessel auf ihm, die wie ein pressendes Netz sich um ihn legte, ihn wehrlos zu umstricken schien.

Er schlug die Augen nieder, blickte lange auf die Erdschollen, die er eben zerkleinern wollte, und sagte dann beinahe ängstlich: „Du meinst es gut — ich danke dir, Broni —, aber ich muß es mir noch überlegen."

Vroni gefiel der zögernde, leise Ton sowohl, wie die ganze Antwort nicht besonders.

„Dann überleg dir's," sagte sie ärgerlich, „jedoch nicht zu lange, sonst könnte dir das Geld wegschwimmen," fügte sie ungeduldig und spitz hinzu. Darauf machte sie kurz kehrt und schlug langsam den Weg zur Dorfstraße ein.

Wenn die Liebe blind macht, so ist die Eifersucht im stande hellsehend zu machen. — Medei, die sonst nicht lange nachzugrübeln und tief zu denken pflegte, stellte sich vor, was Vroni dem Jörgl gegenüber jetzt thun würde, und sofort war sie überzeugt, daß ihre dunkelhaarige Nebenbuhlerin in der Liebe zu dem armen, schönen Bauern dessen schlimme Lage benutzen würde, um ihn mit ihrem Gelde zu fangen. Medei kannte Vroni gut, sie fürchtete deren Keckheit und Entschlossenheit; dann schien Jörgl ihr gegenüber so gleichgültig . . . Vroni hatte er schon einmal so fröhlich an sich gezogen — das ließ Medei keine Ruhe, sie verging fast vor Angst und Aufregung, sie konnte nicht essen, nicht arbeiten, nicht stehen und nicht sitzen, es trieb sie ruhelos umher. In dieser verzweifelten Gemütsverfassung reifte in ihr eine gewaltsame Idee. Sie ging hinein zu ihrem Vater, der gerade Wein klärte und sorgsam die rote Flüssigkeit durch einen Riesentrichter goß. Der Alte blickte auf, und als er seine Tochter so bleich, atemlos und keines Wortes mächtig vor sich sah, hielt er erschreckt in seinem Geschäfte inne.

„Brennt's?" rief er.

Medei gab noch immer keinen Laut von sich.

Der Wirt zum Adler machte Miene, hinauszueilen.

„Nein," stieß Medei endlich hervor.

„Nun, was hast?" forschte der Adlerwirt, seine Tochter unruhig und erstaunt ansehend.

„Vater, ich heirate," brachte Medei fast stimmlos hervor.

„Du?" rief der Adlerwirt, „du bist närrisch geworden!"

„Nein — Vater, ich heirat' — ich heirat' den Jörgl!" kam es aus Medeis Munde.

„Den Jörgl, den Nichtsthuer, der nichts kann und nichts schafft? — der wär' mir der rechte. Du bist närrisch, Mädchen!" war des Adlerwirts Antwort.

„Vater, die Sache ist mir ernst," beharrte Medei mit solcher Entschiedenheit, daß der Alte seine Tochter schärfer ansah. Er kannte den Ton bei diesem Mädchen und wußte jetzt, daß die Sache was zu bedeuten hatte.

„Der kann nix, der ist nix und außerdem steht er vor dem Bankrott, sie verkaufen ihm das Dach über dem Kopf — willst mit ihm betteln gehen?" hielt der Adlerwirt dagegen.

„Er kann was und wird was, wenn er will," gab Medei jetzt überzeugt und entschieden zurück; „es muß nur an ihn kommen — ich kenne ihn — jetzt wird er's zeigen — er hat nur so in den Tag gelebt, weil er nichts brauchte — aber helfen muß man ihm zuerst, und ich will ihm beistehen."

„Womit denn, du reiche Tochter, wenn man fragen darf?“ spottete der Alte.

„Du sollst ihm helfen als deinem Tochtermann,“ äußerte beklommen Medei.

„Ich als meinem Tochtermann?“ lachte jetzt verdrossen der Adlerwirt. „Tochtermann — Tochtermann,“ spottete er; „erst soll er zeigen, daß er irgend etwas kann. Nicht einmal einen Spatzen schießen kann er, nicht einmal eine alte Henne. Neulich haben sie auf eine geschossen und er hat sie gefehlt auf hundert Schritt — dös ist mir auch ein Mann!“ schloß der Alte verächtlich.

„Er kann alles, was er will — er ist stark, klug und geschickt — er hat es nur bisher nicht nötig gehabt,“ sprach Medei so zuversichtlich, daß ihr Vater laut darüber lachte.

„Nix kann er,“ gab der Adlerwirt jetzt zurück; „er soll mir morgen beim ersten Schuß den Mittelpunkt vom Schwarzen treffen — kann er das, so will ich ihm helfen,“ lachte lustig der Alte.

„Ist das wahr, Vater?“ forschte jetzt Medei.

„Ein Wort ist ein Wort. Ich helf' ihm, wenn er das thut,“ gab der Adlerwirt zurück und nahm sorglos und heiter sein Geschäft des Weineintrichterns wieder auf.

„Du hast's gesagt, Vater,“ äußerte Medei mit ungewöhnlichem Ernste und verließ das Zimmer.

Als die Tochter hinaus war, kam der ganze Ton, in welchem Medei gesprochen, und besonders zuletzt das

„du hast's gesagt, Vater" dem Wirte doch etwas bedenklich vor. Er kraute sich hinter den Ohren, sah vor sich nieder und sein Gesicht nahm einen fast ängstlichen Ausdruck an. „Ach, er kann's nimmer!" rief er dann aus; „er ist nie ein guter Schütz gewesen — da müßte er ein anderer sein." Und der Adlerwirt goß wieder ruhig seinen Wein in den Trichter.

Medei aber ging mit einem fast feierlichen Gesicht zum Dorf hinaus geradeswegs zu Jörgls Feld — kaum zehn Minuten, nachdem Vroni den Vielumworbenen verlassen hatte.

Sie traf ihn noch nachdenklicher als bisher. Wie er jedoch Medeis ansichtig wurde, heiterte sich sein Gesicht auf.

„Nun, Medei," rief er ihr entgegen, „was bringst? — du bringst mir ja stets Glück. Als du das letzte Mal herkamst, hab' ich ein Kalb bekommen."

„Ich möchte dir auch Glück bringen," sprach darauf Medei, „denn du hast's nötig."

Auch Jörgl machte der eigentümliche Ton in Medeis Worten stutzig.

„Du bist ja so feierlich, als kommst vom Pfarrer," sagte er. „Ich habe heut schon einmal Besuch von einem Mädle gehabt. Die Vroni war bei mir," versuchte er zu scherzen.

„So, die Vroni," kam es dumpf von Medeis Lippen und sie wurde erst ganz blaß und dann dunkelrot. „Sie hat dir Geld angeboten," stieß sie heraus.

„Ja, das hat sie," antwortete Jörgl finster werdend.

„Und du nimmst's — und sie zugleich mit?" brachte Medei mit bebenden Lippen hervor.

„Nein, ich will ihr Geld nicht und sie nimmer; sie will mich zwingen, sie will mich kaufen. Ich bin kein Roß, ich bin kein Sklav' —"

„Hör, Jörgl," nahm jetzt Medei tief aufatmend mit hellstrahlenden liebevollen Augen das Wort. „Du hast vorhin gesagt, ich bringe dir Glück. Ich möchte das thun, aber man hat nur dann Glück, wenn man dafür sorgt. Du wirst Glück haben, Jörgl, wenn du morgen beim Schießen das Schwarze, mitten das Schwarze beim ersten Schuß triffst. Paß auf, Jörgl, ich mach' keinen Spaß — du hast dann Glück, wenn das geschieht. — Ich glaube, du kannst alles, was du willst, also nimm dich zusammen. Bringst das zuwege, ist das Glück da," schloß Medei, Jörgl mit heißflehenden, liebevoll bittenden, ängstlich besorgten Augen ansehend.

Jörgl ging dieser Blick seltsam zu Herzen und neben dem Staunen über das, was Medei ihm da sagte, neben der Verwunderung über den prophetischen, ernst eindringenden Ton ihrer Worte machte ihn dieser Blick heiß ums Herz. Er sah Medei genauer an und bemerkte jetzt, worauf er bisher gar nicht geachtet, daß sie eine prächtige, schöne, volle Gestalt hatte — daß ihre Haare wie hellgoldener Flachs schimmerten, daß sie so zartrosig war wie ein früher Pfirsich, und welche Augen aus dem

weichen lieben Gesicht strahlten ... Jörgl wurde es noch wärmer ums Herz.

„Welch ein Glück werde ich davon haben?“ fragte er ernst sinnend, das schöne Mädchen da vor ihm anschauend.

„Das, welches du haben willst,“ gab Medei zur Antwort; sie schlug bei diesen Worten die Augen nieder, atmete tief auf und ging wie Broni langsam davon.

„Das ist eine andre wie die Schwarze,“ murmelte jetzt Jörgl vor sich hin. „Die ist lieb und meint's gut — das würde einmal ein herzigs Weiberl. Aber was wollte sie nur mit dem Glück. Was für ein Glück — und wenn ich das Zentrum träfe ...? So sann Jörgl und ließ Ton und Wort Medeis lange zu seiner Seele sprechen.

„Sie hat mich gern,“ sagte er nach einer langen Weile zu sich. „Ich hab's ihr angemerkt, sie will mir was Gutes thun. ‚Das Glück, welches ich haben will,‘ soll ich erschießen auf der Scheibe ... Was für ein Glück — die könnt mir schon gefallen,“ sann Jörgl weiter, „für die würd' ich schaffen und arbeiten — die könnt' einen Menschen aus mir machen, um die lohnt sich's. Aber was hat das Schießen damit zu thun? Sie ist doch kein Preis, keine Uhr, kein Stutzen, kein Becher ...“ und Jörgl grübelte tief über die Rätsel nach, die Medei ihm aufgegeben.

Medei aber ging, den gewölbten rosigen Mund festgeschlossen, umher, ihre Augen leuchteten ahnungsvoll,

hoffnungsvoll in die Welt hinaus und wetteiferten an tiefem Blau mit dem Himmel.

* * *

Der Tag des Schießens war da. Die Sonne leuchtete festlich, Böllerschüsse ertönten, die bunten Wipfel der Fahnen flatterten im Morgenwinde, lustige Musik ließ sich hören, und die Schützen kamen ins Dorf in ganzen Zügen, jauchzend und die Stutzen schwingend. Beim Adlerwirt wurde ein kurzer Halt gemacht und dann ging's zu den Ständen. Bald knatterte das scharfe Feuern der Stutzen, die Kugeln pfiffen durch die Luft und die Weiser in ihrer bunten Tracht wiesen mit den weißen Stöcken. Die Scheiben „Vaterland" und „Tiroler" versammelten die meisten Schützen vor sich. Unter diesen befand sich auch Jörgl. Er sah aber gar nicht lustig aus. Im Gegenteil, ein ernster Zug war um seinen lustigen Mund gelagert und seine großen schwimmenden Augen waren zusammengekniffen. Er sprach mit niemand ein Wort, jauchzte, sang nicht und trank keinen Tropfen. Man hänselte ihn deshalb, er ließ das so ruhig geschehen, als ob er es nicht hörte.

Bei dem Schießstand waren Broni und Medei. Broni betrachtete den großen, heute so stummen, ernsten Burschen mit Verwunderung und Staunen. Er schien ihr heute etwas Unerklärliches an sich zu haben. Auf sie schaute er gar nicht, obgleich sie schon mehrmals laut

gelacht und ihm einen Spaß zugerufen hatte. Dagegen hatte sie mit ihren scharfen Augen wahrgenommen, daß der Schöne einen langen, sinnenden Blick auf Medei geworfen, dann seinen Stutzen betrachtet und wieder so seltsam auf Medei geschaut hatte; auch die Tochter des Adlerwirts kam ihr heute so sonderbar vor, — bleich, etwas Entschlossenes im Gesicht; dies sah herber aus und ihre Augen schienen ihr weit größer als sonst und tiefer von Farbe. Was hatte das zu bedeuten, sann sie — spielt da etwas zwischen den beiden . . .

Sie hatte jedoch nicht Zeit, länger darüber nachzugrübeln, denn plötzlich entstand ein großer Tumult und jauchzendes Hurrageschrei. Es hatte jemand mitten ins Schwarze getroffen auf der Scheibe „Tiroler" — auf den ersten Schuß getroffen, und das war Jörgl. — Rufe der Verwunderung, der Beglückwünschung, man umringte den glücklichen Schützen und dann war etwas noch Sonderbareres geschehen. Die stille sittsame Medei war plötzlich auf Jörgl zugestürzt und hatte sich laut aufschluchzend in seine Arme geworfen, und Jörgl hatte sie mit dem Stutzen in der einen Hand umarmt und sie geküßt — und jetzt war auch der Adlerwirt herbeigeeilt und sah seine Tochter bei Jörgl und machte ein verdutztes Gesicht und kraute sich hinter den Ohren und murmelte verschiedenes vor sich hin, und die lustigen Schützen umringten auch ihn und verlangten einen tüchtigen Verspruchstrunk. Der Adlerwirt gab keine

Antwort und schaute keineswegs vergnügt und zufrieden vor sich nieder. Die Schützen jedoch ließen ihn nicht zufrieden — sie merkten so etwas — nahmen Medei und Jörgl in ihre Mitte, führten sie zu dem Alten und gratulierten übermütig. Da zupfte Medei Jörgl an der Joppe. „Geh zu ihm, er hat mir versprochen, dir zu helfen“ — flüsterte sie ihm eilig zu, und Jörgl ergriff des Adlerwirts Hand und sprach mit seiner lauten Stimme: „Ich danke Euch, Heimer, für Euren guten Willen und es soll nicht vergebens sein, was Ihr für mich thut. Eure Tochter soll's zu Dank haben für ihr ganzes Leben.“

Da leuchtete es auch in den kleinen blauen Augen des Adlerwirts auf. Er warf einen Blick auf den großen, schönen Burschen und in sein aufrichtiges, treuherziges Gesicht, dann einen zweiten auf seine Tochter, die ihn selig glückstrahlend anschaute. Darauf kraute er sich wieder hinter den Ohren. „Na und Mutter weiß noch nichts. Ja, was wird Mutter sagen,“ äußerte er halblaut — und ging, gefolgt von dem glücklichen Paar, einer ganzen Schar Dorfbuben und einigen Schützenfreunden zum Adler zurück.

Vroni aber lehnte ganz fahlgelb mit eingesunkenen Augen an einer lustig buntgemalten Fahnenstange und starrte dem Fortgehenden nach. „Die Heuchlerin, die Schlange, sie hat die Harmlose gespielt und ihn mir weggenommen,“ kam es zornsprühend über ihre Lippen.

„Mag sie den Esel, den Dummkopf behalten," zischte sie und eilte davon zu ihrem Gehöft, um sich während des Festes nirgends mehr blicken zu lassen.

Am nächsten Tage wurden die Preise ausgezahlt. Den ersten, einen silbernen Pokal und 50 Gulden, erhielt Jörgl. Der große Bursche stand neben Medei, die so vergnügt und zufrieden war wie noch nie in ihrem Leben. Man beglückwünschte Jörgl allseitig noch einmal.

Der Herr Kaplan maß mit dem Zirkel den Treffer. „Gerad mathematisch ausgemessen," sprach er, „man möchte meinen, Jörgl hätte zu dem Schuß auf der Akademie in Wien die Meßkunst studiert. Jörgl, Ihr habt aber auch einen schönen Preis gewonnen, etwas, das mehr wert ist als Gold und Silber, eines Menschen liebende Seele, ein braves, tüchtiges, schönes Weib — denkt daran, Jörgl, daß der Herr sie zum Werkzeug gewählt hat für Euer Glück und sie Euch als Preis hat gewinnen lassen, und vergeltet's ihr. Na, Jörgl, Ihr wißt schon auf welche Weise — nicht mehr zu viel in der Sonne sitzen und so weiter und so weiter," warnte scherzend der geistliche Herr.

„O, dafür, Herr Kaplan, werde ich schon sorgen," ließ sich Medeis kraftvolle Stimme vernehmen — und Jörgl nickte stumm und zufrieden dazu.

Aus der Studienmappe.

Dieser kleine Versuch einer internationalen Frauenschönheitsrevue ist, wie die Ueberschrift zeigt, von einem männlichen Autor geschrieben, und wir müssen die geehrten Leserinnen schon vorher um Verzeihung bitten, wenn unsre Anschauung hinsichtlich dessen, was wir für schön halten, von der ihrigen öfters etwas abweichen sollte. Wir werden nicht über Goldlockigkeit, schwimmende, sinnige, schmachtende blaue Augen, die zartesten, ätherischen Glieder, über blumenartige Schlankheit und dergleichen süße Dinge in Verzückung geraten, sondern vom Standpunkt eines Touristen, der so ziemlich rund um die Erde gekommen ist, oft lange Zeit an einem Orte sitzen blieb und in verschiedenen Lebensstellungen die Frauen kennen gelernt hat, das schöne Geschlecht mit leichter Pinselführung hier porträtieren.

Wir gestehen zu, eine ganze Reihe von Jahren ein Studium hieraus gemacht zu haben und unsre Erfahrungen — — ach, hätten wir sie doch nicht gemacht! Aber das haben wir als felsenfeste Ueberzeugung hierbei gewonnen, die Frauen sind ein edleres, besseres, reineres Geschlecht als wir Männer. Wir taugen nämlich alle nichts — diejenigen, welche gerade den Artikel hier lesen,

natürlich ausgenommen. Die Frauen der ganzen zivilisierten Welt haben einen Zug von Selbstlosigkeit, der sie mit dem göttlichen Schimmer des Idealismus umgibt; die Frau des norwegischen Holzsammlers sowohl hoch im Norden, wo die Sonne um Mitternacht noch am Himmel steht, wie die Indierin, welche von einem Weißen als Zeit-Lebensgefährtin erkauft wird. Dieser Grundzug der Aufopferungsfähigkeit ist ein der ganzen Frauenwelt gemeinsames Schönheitsmoment, er ist jene unvergängliche Seelenschönheit, die ihr vielleicht jenes Beiwort „das schöne Geschlecht" eingetragen hat — denn von andrer sieht man oft in ganzen Landstrichen sehr wenig. Wie nun der Mensch aber nicht vom Brot allein leben kann, so wird auch der Schönheitsdurstige schließlich nicht an jenem Seelenadel allein Genüge finden, und nachdem wir das zugestanden, wollen wir jetzt auf die Wanderschaft gehen und nach jener Schönheit suchen, der wir die Palme der Vollkommenheit für Auge und Herz zuerkennen dürfen.

Wo reist nun der Nordländer, und der gute Deutsche besonders, zuallererst hin, wenn er seine große Tour antritt? Nach dem Lande seiner Jugendträume, nach dem sonnigen, klassischen Italien. Wir wollen diesem nationalen Zuge uns anschließen, zumal die dortigen Frauen ja den Ruf der klassischen Schönheit haben. Ja, dies Italien! So wenige Buchstaben schließen seinen Namen ein — als ob es ein einheit-

lich Ländchen wäre wie Mecklenburg oder Baden. Italien ist das Land der außerordentlichsten Verschiedenheiten.

In diesem Lande einer schöneren, wärmeren Sonne kann man noch im Juni erfrieren, wie man im Januar in manchen Distrikten mittelafrikanisches Klima findet.

Jede Provinz fast hat hier ein andres Volk.

Welcher Unterschied zwischen Piemontesen und den Leuten von Toscana, zwischen Römern und Neapolitanern, zwischen den Bewohnern Calabriens und den Sicilianern! Welche mannigfaltigen Frauentypen! Da ist die feingliedrige, schlanke Florentinerin mit dem bernsteingelben Teint und dem geistvollen, interessanten Gesicht, die äffinnenartige, dunkle Neapolitanerin, die formenschöne, aber unbeseelte Römerin, die bewegliche, energische Genueserin mit der biegsamen Gestalt und dem tief brünetten, stumpflinigen Gesicht und hier die edel gestaltete Lombardin mit wunderbarem Ebenmaß der großgewachsenen Formen und länglichen, klassisch schönen Zügen, in denen etwas Ernst-Sinnvolles so fesselnd zum Ausdruck kommt — und wie alle diese Südländerinnen sich zu halten und wie sie zu gehen verstehen! Der Gang allein könnte uns bezaubern — und sie bezaubern uns wirklich, vier, sechs, acht Wochen, ein Vierteljahr lang; selbst die häßliche Neapolitanerin ist dies im stande als echtes Kind des Südens. Dann aber ergeht es uns wie weiland dem braven Tannhäuser. Wir schmachten

nach „Bitternissen“. Das Seelenleben der italienischen Frauen — wir sprechen hier von denen des niedern Volkes und der Mittelklassen — ist gar zu kindlich. Goldschmuck, ein neues Kleid, ein heißer Kuß, tüchtiges Essen, Spazierenfahren, Promenieren, der traditionelle Kirchenbesuch — das ist ihr inneres und äußeres Leben. Nach kurzer Zeit sind wir ihnen noch unverständlicher als von Anfang an und sie langweilen uns. Die schöne Form, die tiefglühende brünette Farbe, der Adel der Bewegungen, ihr südlich prononciertes Wesen scheint uns eine leere Hülle, und die Schattenseiten ihres Charakters, Herzensroheit, oberflächliche Genußsucht, kalte Berechnung in allen Dingen, die ihren Vorteil betreffen, tauchen vor unsern entnüchterten Sinnen stärker auf, als diese eigentlich gutartigen, harmlosen und lebensfreudigen Weiber, die eben ziemlich unkultivierte „Natur“ sind, in Wirklichkeit sie besitzen.

Ehen zwischen Italienerinnen und Deutschen schlagen fast immer zum Unglück aus. Die Italienerin, welche gewohnt ist, sozusagen auf der Straße zu leben, kennt das Wort Häuslichkeit nicht, sie hat dafür keinen Sinn und kein Gefühl; sie sieht in den vier Wänden ihrer Behausung nur einen Unterschlupf bei Kälte und Regenwetter, weiter nichts. Der Sinn für Häuslichkeit, das ist unsrer Meinung nach auch ein Moment der Frauenschönheit, denn er prägt sich in den Zügen und in dem Gebaren der Frauen aus durch eine gewisse stille, fried-

liche Süßigkeit und anmutige Behaglichkeit — diesen Ausdruck findet man bei der Italienerin nie.

Wenn wir gefragt werden, welcher Italienerin wir als solcher den Schönheitspreis zuerkennen sollen, so entscheiden wir uns für die Lombardin. Bei ihr entspricht der edlen Gestalt eine gewisse Hochherzigkeit, ein entwickeltes Gefühl für Treue und ein bildungsfähiger, kluger Geist. Wir erklären sie für die schönste Italienerin. Die Lombardin und die Neapolitanerin scheinen gar nicht demselben Volke anzugehören, so sind sie im Aeußern und Innern verschieden. Zwischen diesen beiden Extremen liegt die Schönheitsskala der italienischen Frauen; sie steigt nach dem Norden zu, wird etwas derber und realistischer in Piemont, besonders in Turin, und verfällt in das Weichliche und Schlaffe im Venetianischen. Die Frauen der höchsten Stände Italiens zeigen die nationalen Eigentümlichkeiten verfeinert und abgeschliffen bis zur Unmerklichkeit, auch ihre äußerliche Erscheinung weist nur einen allgemein romanischen Typus in den prononcierten Formen und dunklen Haaren auf — ihre Schönheit ist vergeistigter als jene ihrer Schwestern aus dem Volke, hat aber meist etwas Kränkliches.

Wir wollen nun einen Abstecher nach dem Lande des Weines und der Gesänge, nach Spanien, machen. „In Spanien waren's," wie Leporello uns berichtet, „ihrer tausend und drei," die Don Juan der Berücksichtigung für würdig hielt — das deutet gleichfalls auf

eine große Mannigfaltigkeit der dortigen Schönheitstypen, denn der Edle von Tenorio hielt auf Abwechslung. Dem ist jedoch, wie wir in der Wirklichkeit erfahren, nicht so. Das Land jenseits der Pyrenäen hat einen auffallend gleichmäßigen Frauentypus, der von den baskischen Bergen bis zu den schimmernden Gewässern des Golfes von Cadiz und Almeria im Grunde sich gleichbleibt. Die Spanierin von Asturien, die Baskin, hat breitere Gesichtszüge und derbere Formen. Hinter Toledo macht sich eine Beimischung maurischen Blutes bemerkbar in den gebogenen Nasen, schmalen, hohen Stirnen, den geschweift geschnittenen vollen Lippen, spitz auslaufendem Kinn und der schlankeren Gestalt. Diese Typen sind jedoch nicht so übermächtig, daß sie die Durchschnittserscheinung zurückdrängen.

Die spanische Frauenschönheit ist originell und unterscheidet sich sehr wesentlich von jener der Italienerin und Französin. Die Frau aus dem spanischen Volke ist gut und kräftig gewachsen, mehr zur Gedrungenheit sich neigend. Die niedrige, breite Stirn, das dunkle, etwas umschattete Auge, die meist gerade, unten breiter werdende Nase, der volle, scharf geschnittene Mund, das kräftige Kinn und der südlich dunkle Teint verleihen der Spanierin ein Rassegesicht. Charakteristisch ist bei ihnen der scharfe Schnitt des Auges, im Süden mandelförmig und ein sammetartiges Schwarz; diese Augenfärbung ist von größter Anziehungskraft. Die Spanierin ist ernster

von Charakter angelegt als die Italienerin und leidenschaftlicher; sie ist eruptiv. Liebe und Haß lodern bei ihr gleich mächtig empor und das Feuer brennt eine Zeit — dann ist es aber um so vollständiger aus. Solange die Spanierin jemand liebt, liebt sie ihn wirklich und ist ihm erschrecklich treu, sie läßt sich in Stücke reißen für ihr Ideal — zerreißt dies aber auch plötzlich in Stücke, wenn es ihr mißfällt. Dazu genügt eine Kleinigkeit. Es liegt etwas Unberechenbares im Charakter der Spanierin, sie ist Tiger und Lamm zu gleicher Zeit, sie ist heldenkühne Patriotin und fügt sich fast stumpfsinnig in Knechtschaft, sie arbeitet für zehn und ist doch dabei träge und lässig, je nachdem sie eine Sache anpackt. Das prägt sich auch in ihrer äußern Erscheinung aus und gibt ihrer Schönheit etwas Besonderes, das Interessante und für uns Rätselhafte, das die Italienerin völlig entbehrt.

Das gewaltsame, heroische Fühlen und Handeln finden wir mehr im Norden Spaniens, bis nach Madrid etwa, das Phantastische, Kapriziöse, Liebliche, das Sichgehenlassen stärker im Süden, von der Sierra Morena an, ausgesprochen. Hier entfaltet sich die nationale spanische Schönheit zur vollsten Blüte. Die Mädchen und Frauen von Sevilla, Murcia und Granada sind berauschend, frappierend, berückend in ihrer Schönheit; verliebt sich ein Nordländer in solch eine Verkörperung spanischer Schönheit, so sitzt diese Leidenschaft und der

Betreffende kann nur kuriert werden — durch die Ehe, denn Liebeleien gibt's bei den Spanierinnen nicht, sie sind tugendhaft bis zur Langweiligkeit, und trotz der lebhaftesten Augen- und Fächersprache wird kaum jemand weiter kommen als zum Küssen der Fingerspitzen. Das bezieht sich auf die Mädchen und Witwen. Faßt die spanische Frau eine Leidenschaft, die „abseits vom Wege" genannt werden muß, so soll sich das betreffende Opfer nur hüten, es wird über ihn gewacht mit Argusaugen. Die Doña wird bald sehr unbequem und der Ausgang eines solchen Verhältnisses ist in den meisten Fällen mißlich, nicht selten sogar tragisch. Jedoch gerade diese Macht und Kraft verhaltener oder alles vergessender Leidenschaft gibt der Spanierin einen Schönheitszug, der sie interessant und geheimnisvoll anziehend macht, ganz im Gegensatz zur Italienerin, die viel zu sonnig-klug, heiter-selbstsüchtig und vorsichtig-berechnend ist, um sich ganz von der Leidenschaft erfüllen zu lassen oder gar von ihr unterjocht zu werden.

Wie die Italienerin ist auch die Spanierin eine Meisterin des Ganges und die personifizierte Grazie und Anmut in den Bewegungen; bei den Damen im Lande der Maultiere und Caballeros kommt jedoch noch eine Art Koketterie in der Haltung der Schultern, die ein ganz eigenartiges Spiel mit der Mantilla treiben, dazu, um ihre Erscheinung besonders auf der Straße überaus reizend zu machen. In ihrem Hause, da freilich schwin-

det jegliche Poesie, jeder romantische Schimmer — die Spanierin erinnert hier an die Katze, welche in der Sonne liegt. Die Trägheit, Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit — Ungeheuer, die im tiefsten Seelengrunde der Spanierinnen bedenklich auf der Lauer liegen — kommen zum Vorschein, und da man ja heiratet, um eine Hausfrau zu gewinnen, so sei man vorsichtig mit den Spanierinnen. Gelernt haben sie durchgängig wenig, wissen thun sie noch weniger und von dem, was wir von einer Hausfrau verlangen, verstehen sie am wenigsten. Wenn es hoch kommt, können sie Spitzen klöppeln, eine Tasse Schokolade kochen, eine Zwiebel mit Fleischfarce füllen; ihr Seelenleben füllt eine strenge Kirchlichkeit so völlig aus, daß nur noch etwas Platz für die Freude, auf der Promenade sich zu zeigen, und für Stiergefechte nebst einem gelegentlichen Aufwallen von ziemlich unklarem Patriotismus übrig bleibt; in allen sonstigen Dingen der Herzens-, Gemüts- und Geistesbildung sind sie „unschuldige Kinder", was im ersten Augenblick allerdings den Reiz des Naiven ausübt, bald jedoch eine gewaltige Scheidewand zwischen den schönen Kindern im Lande des Weines und der Gesänge und uns errichtet, eine unübersteigliche, immer höher wachsende Scheidewand. So ist auch dafür gesorgt, daß die interessante, berückende national-spanische Schönheit für uns Deutsche nicht in den Himmel wächst.

Wir setzen unsern Wanderstab weiter durch die un-

geheuerlichen, öden, kahlen Felsschluchten der Pyrenäen, wo uns wenig schöne, tief brünette, magere Weiber mit knochigen Gesichtern, fanatischen Augen und sehnigem Körperbau begegnen, zu den sonnigen Gefilden Südfrankreichs.

Die Pyrenäen sind nur ein schmaler Gebirgszug und doch, wie überraschend ist der Unterschied in der Frauenwelt zwischen hier und dort! In Frankreich glauben wir zwei Jahrhunderte weiter vorgeschritten zu sein. Welch eine andre Welt der Geisteskultur! Wie lebhaft diese Frauen um sich blicken! Dieser geistreiche Ausdruck in den dunklen Augen! Zwar eigentlich regelmäßig schön sind diese Frauen und Mädchen von Bayonne, Toulouse, Montpellier, Nimes auch nicht; ihr Wuchs ist mehr zierlich als voll und kräftig, ihre Gesichtsfarbe zu braun, aber in diesen großen, meist braunen Augen lebt eine feurige, edler Empfindungen fähige und kühne Seele, die Nase zeigt eine feingeschwungene Linie, die Stirn ist edel und hoch und der Mund ist lieblich und beredt, auch wenn er nicht spricht; er redet von brennenden Küssen und guten Herzen. Die Frauen kleiden sich mit Geschmack und sind sauber. Trotz der Gewandtheit, ja Schnelligkeit ihres Gebarens haben ihre Bewegungen etwas Graziöses, unbewußt Kokett-Gefälliges, und in der Unterhaltung sind diese Frauen und Mädchen, auch der untersten Stände, schlagfertig und witzig; sie langweilen nie, sie sind pikant, überraschend, voll

origineller Einfälle, sprudelnd vor Leben und doch dabei maßvoll und lebensklug. Ein ausgeprägter Zug von Arbeitsamkeit macht sich bemerkbar, ebenso ein eifriges Streben zum Erwerben.

Je weiter wir nach Norden kommen, um so klarer und ruhiger werden die französischen Frauen, um so schärfer tritt ihr aufs Praktische gerichteter Sinn, ihr Fleiß und ihre Sparsamkeit hervor. Die Gesichtsfarbe wird heller, die Formen werden voller, runder und der Wuchs stattlicher. Klugheit liegt auf allen Gesichtern, die reine, nicht sehr hohe Stirn zeugt von Nachdenken und der vollippige Mund erscheint beredt und lieblich. Die kühne Linie der südlich gebogenen Nase macht der pikanten Stumpfnase Platz. Das krause Haar geht allmählich in glänzendes, schlichtes, dunkles über, das Auge blickt keck und ungeniert, und doch sind diese Frauen durchaus tugendhaft, in demselben Grade wie unsre deutschen. Es ist ein bei uns allgemein verbreitetes Vorurteil, die gesamte französische Frauenwelt für leichtsinnig und sittenlos zu halten. Gerade das Gegenteil müssen wir, auf sorgfältiger Beobachtung fußend, für wahr erklären. Die französischen Frauen und Mädchen sind treu und sittlich und werden die besorgtesten und aufopferungsfähigsten Gattinnen. Paris ist nicht Frankreich — die Auswüchse dort sind nicht die Regel, und die Frau des französischen Mittelstandes, der Landbevölkerung, des Handwerkers, des Kaufmanns darf sich in

allen Hausfrauentugenden sehr wohl mit der germanischen Frauenwelt messen.

Was nun die eigentliche Schönheit der Erscheinung anbetrifft, so mangelt der Französin die blühende, gesunde Gesichtsfarbe der germanischen Rasse, ihre Gestalt ist weniger schön entwickelt; in der Jugend mager, wird sie bei vorgerückten Jahren zu stark, und der Grundzug der Genußsucht, namentlich im Essen und Trinken, der den Französinnen eigen, macht sich in ihrem Antlitz geltend. Dazu kommt noch, daß ihr den Idealen wenig zugeneigter Geist, die vorherrschende Neigung zu allem Praktischen, Nutzbringenden, Einträglichen auch in ihren Gesichtszügen merklich wird und die materialistische Klarheit die Poesie aus ihren Gesichtern vertreibt, so daß man nur bei sehr jungen Französinnen, und auch hier selten, dies wichtige Schönheitszeichen findet. Dafür entschädigt die Französin durch Munterkeit des Geistes, Grazie und fein durchdachte Koketterie, die oft zur Höhe einer wahrhaft künstlerischen Wirkung erhoben erscheint, und durch die Liebenswürdigkeit, welche ein gutes, edles Herz zur Grundlage hat. Die französische Frau besitzt durch alle diese Eigenarten und Eigenschaften eine zwar spezifisch nationale, aber hervorragende Schönheit.

Wir durchschiffen den Kanal und landen an den frischgrünen Gestaden Albions, dem Lande der schönen Wiesen und großen Naturparks, mit den sauber gehaltenen Landstraßen und den schmucken Häusern, in denen

Wohlhabenheit und Genügen wohnt. Das ist eine gesunde Rasse, die hier schafft und lebt! Wie selbstbewußt die Frauen und Mädchen auftreten, wie thatkräftig und entschieden, wie großgliedrig sie sind und wie sie den Kopf mit dem blühenden Gesicht und den frischen, hellen Augen tragen! Wenn sie nur etwas graziösere Bewegungen hätten, jedoch daran scheint sie der große starke Knochenbau, mit dem sie die Natur begabt, zu hindern; sie wissen aber ihre Glieder zu gebrauchen und arbeiten tüchtig zugreifend und munter. Wir merken es wohl, der Kanal, den wir übersetzt, trennt völlig verschiedene Nationalitäten — dort Romanen, hier Germanen! Das sind angelsächsische Gestalten! Die Mädchen haben einen Zug herber Jungfräulichkeit, schön, duftig und klar wie ein kühler Maimorgen — etwas, das man bei den romanischen Völkern vergeblich suchen würde. Ihre Haut ist blendend weiß, die Haare sind oft golden und aus den großen, offenen blauen Augen strahlt ein reiches inneres Leben, ein tieffühlendes Herz und ein vieles begreifender Geist.

Das Gebaren dieser Frauenwelt ist weniger ungeniert, weniger naiv-keck als bei der romanischen, die wir bisher kennen gelernt — es fehlt ihnen die südliche Lebendigkeit, die sprechende Mimik, das Ausdrucksvolle im Wesen; ihr Gang ist nicht pikant reizvoll und sie halten die Schultern simpel. Dafür ruht in ihnen etwas Innerliches, etwas sanft und süß anziehend Geheimnis-

volles, das Leben einer reicher ausgestatteten Seele, was ihnen einen ganz besondern, die romanische Frauenwelt weit überragenden Schönheitsreiz verleiht. Das ist überhaupt das spezielle Merkzeichen der germanischen Frauenschönheit und gibt den Frauen dieser Völkergruppen eine dauernde Anziehungskraft. Eine Italienerin, Spanierin, Französin kennen wir bald, ihr einfaches Seelenleben ist für uns schnell durchsichtig bis in den verborgensten Winkel, es interessiert uns nach kurzer Zeit nicht mehr und sie überraschen uns später nur noch durch die naive Aeußerung desselben. Anders ist es bei den germanischen Frauen — das ist wie der Blick in den deutschen Wald, da entdeckt man, je weiter man eindringt, immer etwas Neues, das sich zauberisch enthüllt; in der Seele der germanischen Frau schlummern Millionen Keime, die der Erweckung harren, die sich allmählich entwickeln — es sind das nicht lauter edle und schöne Dinge, welche da zum Leben erwachen, aber dies schlummernde Seelenleben, diese außerordentlich reiche Entwickelungsfähigkeit üben einen Reiz aus, der über alle Pikanterien, über das Originelle und Naturwüchsige und über die äußere Formenvollendung und Formenschönheit der Italienerinnen und Spanierinnen — nach unserm deutschen Geschmack nämlich — den Sieg davonträgt.

Die Engländerinnen besitzen jenen Schönheitsfaktor, wenn auch nicht in so starkem Maße als die deutschen Frauen. Dagegen können sie in die Wagschale werfen:

Charakterstärke, sonnige Klarheit, Entschiedenheit des Fühlens und eine leibliche und geistige Gesundheit, die sich auch in ihrem Aeußern aufs schönste zur Geltung bringt. Diese Frauen und Mädchen sind durch vernünftige Leibesübung, durch Bewegung in freier Luft und ungehindertes Wachstum gestählt und kraftvoll. Da ist nichts Weichliches, nichts Verzärteltes, keine Verschrobenheit und zerfließende Sentimentalität. Hier ist blühendes, gesundes Leben, in den frühen Jugendjahren allerdings etwas bubenhaft, später jedoch entbehren diese herangewachsenen Mädchen der frauenhaften Reize durchaus nicht — es bleibt ihnen als Frauen etwas Frisches, Resolutes, Klares, Kräftiges, das allerdings nicht selten einen Beigeschmack von Härte und Rücksichtslosigkeit hat. Neben den unschönen, oft ungeschlachten und eckigen Bewegungen tritt auch dieser eben bezeichnete Charakterzug in den Gesichtern der Engländerinnen auf, diese werden lang, geradlinig, starr und fallen so aus dem Gebiete der Schönheit — man trifft sehr viele Engländerinnen der bezeichneten Art — es scheint also dies ein nationaler Schönheitsfehler zu sein.

Die Holländerin hat viel Aehnlichkeit mit der Engländerin, sie ist jedoch größer, üppiger von Formen, besitzt eigentümlich weiche Körperlinien und ihre Gesichtsfarbe ist zarter, rosiger — den üppigen Körperformen entspricht ein stark materialistischer Sinn — die Holländerin will fett leben in allem, sie schwärmt nie, sie hat

ein gesundes, aber kein zartes Fühlen, sie ist drastisch in Liebe und Haß ... geradezu — ihr sehr lebhafter Geist erfaßt die Wirklichkeit scharf und gut, höher aufschwingen mag sie sich nicht. Ihre Familie, der Handel, die Prosperität ihres Hauses — das ist ihre Welt! Die Holländerin ist eine musterhafte Hausfrau, — wie Friedrich der Große der erste Diener des Staats, so ist sie die erste Magd des Hauses, sie liebt einen fürs Leben und sie haßt fürs Leben, wenn beides ihr nicht zu unbequem wird, denn mit andauernden Leidenschaften und starken geistigen Erregungen mag sie sich nicht zu lange plagen. Ihre wunderbar schöne, zarte, weiße Haut, prächtig entwickelte Formen, die von Gesundheit strotzen, Reinheit und Schlichtheit der Seele, die sich in ihren offenen, runden, lichtvollen, klaren Augen spiegelt — das ist ihre Schönheit! Die Derbheit und Schwerfälligkeit ihrer Bewegungen deutet auch auf das Fehlen des Seelenaufschwungs.

Die Skandinavierin, speziell die Schwedin, ist das Kind einer lichteren Sonne. Ihre Farben sind überzart, ihre Gestalt sehr schlank und biegsam, die Schultern oft schmal und die Formen zart und fein entwickelt, sie hat stark germanische Herzenseigenschaften, dabei jedoch einen sehr lebhaften, beweglichen Geist; ihre Geistesgewandtheit ist auffallend, sie besitzt viel mehr schlagenden und feinen Witz als die Engländerinnen, Holländerinnen und deutschen Frauen; ein eigentümlicher Hauch der Poesie um-

gibt sie, jedoch fehlt ihrem Wesen Tiefe und Stärke. Das zeigt auch ihr Aeußeres, das, bei aller Feinheit, Farbenlichtheit und Anmut, des Positiven, des Eindrucks der Kraft ermangelt; dafür entschädigt die Schwedin durch Grazie und Geschmeidigkeit der Bewegungen, durch die geistreiche Lebhaftigkeit ihres ganzen Wesens und durch jenen nordisch poetischen Hauch, der ihrer Erscheinung einen ungewöhnlichen Schönheitsreiz gibt; eine ganz seltsame Leidenschaftlichkeit schlummert jedoch in der Tiefe der Seele der Skandinavierin. Diese ungebändigte Naturkraft zeichnet ganz bestimmte Linien in die Gesichter der nordischen Schönen und spricht durch ein phosphoreszierendes Funkeln oft aus ihren sehr hellen Augen — macht diese sozusagen grell — und diese Eigenart, obwohl sie den nationalen Typus nach der Seite des Charakteristischen hin eigentlich erst vollendet, wirkt auf uns erkältend in der uneingeschränkten Bewunderung der skandinavischen Frauenschönheit.

Wenn ich jetzt das nordische Meer durchschiffe und die Frauenschönheit unseres geliebten Deutschlands hier nun porträtieren will, so laufe ich Gefahr, an der Klippe der Parteilichkeit zu scheitern — der Franzose erklärt die Frauen seines Landes für die schönsten, der Engländer, der Italiener, der Spanier die, welche seiner Nationalität sind. So wäre es demnach ja auch natürlich, daß ich den deutschen Frauen die heiß erstrebte Palme der Schönheit zuerkennte. Da werde ich mich nun wohl hüten —

ich bin sicher, daß ich die Französinnen, Spanierinnen, Engländerinnen und Schwedinnen schon höchst wütend auf mich gemacht habe, weil ich sie vom Standpunkt eines Deutschen angesehen und ihnen nur Zweige von der Palme, aber diese selbst nicht ganz zuerteilt habe. So bin ich denn, zur Sicherung meines Lebens schon, zu dem diplomatischen Schritt gezwungen, die Palme in meinem Notizbuch fest verschlossen zurückzuhalten und sie einmal ganz heimlich, wenn nicht die andern Nationalitäten mit Argusaugen auf dies Schiedsrichteramt blicken, fortzugeben.

Also — dies sei hier verkündet — ich reiche sie den deutschen Frauen nicht, obwohl sie mir als Landsmann unbändig gefallen, denn sie weisen die germanischen Eigentümlichkeiten in der größten Stärke und in schönster Vollendung auf und auch äußerlich haben sie nicht das Materiell-Ueppige und die Schwere der Holländerin, die Eckigkeit der Töchter Englands, die Ueberschlankheit der Schwedinnen. Es ist bei ihnen alles gemäßigt zum schönsten Verhältnis. Eine reiche Seele und ein schön entwickelter Körper gedeihen hier in zaubervoll schöner Vereinigung zur herrlichsten Entfaltung. Aber etwas habe ich doch an euch auszusetzen, und leider ist es das, was ich so sehr liebe: ihr habt zu viel Gemüt, zu tiefes Fühlen, ihr schwärmt zu leicht, ihr leidet an zu viel Seele und das beeinträchtigt eure Charakterstärke und macht eure äußere Erscheinung oft zu wenig hervorstechend —

dies Zuviel der Tugend des Herzens und des Geistes, zu starkes innerliches Leben lastet auf euch, und ganz gefangen von diesem legt ihr nicht genügend großen Wert auf die Art, wie ihr euch der Welt präsentiert. Das verstehen die romanischen Frauen und sie bewirken mit ihren geringen Mitteln solche Wunder, wie ich oben geschildert. Ihr könntet die schönsten Frauen der Welt sein, wenn ihr wolltet ... aber, Herrgott, wo habe ich meine Palme? ... Nun, sie liegt noch in meinem Buche — ich bin gezwungen, jetzt starke Schatten aufzutragen. Ihr bildet euren Körper nicht genügend aus durch Turnen, Schwimmen, Spielen und Umhertummeln im Freien, ihr stärkt euren Charakter nicht durch energisch geschulte Klarheit des Denkens und Selbstvertrauen, und deshalb nimmt auch eure Frauenschönheit, die nicht völlig zu der Stufe, der sie fähig, entwickelt ist, den Platz in der Welt nicht ein, der ihr eigentlich gebührt — die Stufe nämlich, daß ich euch mein ganzes Notizbuch überreiche.

Eine ganz eigentümliche Stellung müssen wir den Polinnen in unsrer internationalen Frauenschönheitsgalerie anweisen; sie sind nach dem hergebrachten Schönheitsmaßstabe der Regelmäßigkeit der Gesichtszüge und des harmonischen Körperbaues entschieden nicht schön — und dennoch machen sie die Männer „verrückt“ und flößen den guten germanischen Ehefrauen Furcht ein; sie haben eben die Schönheit der „Teufelinnen“ — das unregelmäßige Gesicht mit den starken Backenknochen, den

stumpfen Linien und den roten, vielverheißenden Lippen bei der bleichen, oft ins Fahlgrünliche übergehenden Gesichtsfarbe, mit den grauen oder tiefschwarzen, unbeweglichen Augen hat etwas dämonisch Anziehendes. Sie sind holde Vampyre, die unsre Seele trinken — dazu diese Verve in den Bewegungen, das Feuer und der Schwung ihres Gebarens, die Gliedergeschmeidigkeit und Kraft der unheimlich schönen Tigerkatze — wahrlich, das sind verführerische Weiber, die sich alle Nationalitäten unterjochen können und schon unterjocht haben; freilich, wenn sie unsre Seele ausgetrunken, werfen sie uns fort wie eine Zitrone, die ausgepreßt worden — und das ist unangenehm. Sie haben eine hochfliegende, aber auch im höchsten Grad egoistische Seele — auch egoistisch in ihrem fanatisch leidenschaftlichen Patriotismus; sie können Märtyrerinnen sein, sich verleugnend für eine Idee bis zum Aeußersten, sich aufopfernd bis zum Untergange und daneben leichtsinnig und genußsüchtig gleichfalls bis zum Versinken. Seltsame Rätsel des Frauengeschlechts! Berückend, bezaubernd, sinnverwirrend schön, unwiderstehlich wie Naturgewalten und doch dabei abstoßend und sogar Verachtung erregend. Sie gehören zu den ausgesprochensten Originalitäten der europäischen Frauenschönheiten.

Die Russin ist etwas stumpfer als die Polin, positiver, weniger sphinxartig, ihr Gesicht und ihr Körperbau breiter, massiger, sie hat im allgemeinen einen weniger

feurigen Geist als die Polin, und daher treten bei ihr alle Eigentümlichkeiten der Polinnen, welchen sie sonst sehr nahe verwandt ist, in schwächerer Ausprägung zu Tage; ihre Schönheit ist regelmäßiger, entbehrt aber jenes Fascinierenden, Mitfortreißenden, was das Charakteristikum der polnischen Schönheit ausmacht. Dafür besitzt jedoch die ruhigere russische Schönheit einen länger währenden Reiz, sie regt weniger nervös auf — sie macht weniger „verrückt" und fesselt dauernder. Die Hausfrauentugenden erscheinen der Polin oft kleinlich, die Russin besitzt davon mehr und dies kennzeichnet sich auch in ihrem stetigeren Wesen und in einer anmutenden Art zu walten.

Wenn wir hier bei dieser Revue die Ungarin übergehen wollten, so würden diese schönen Geschöpfe jenseits der March und der Leitha glauben, daß wir sie nicht mehr zu den europäischen Schönheiten zählten. Ich bin ein sehr friedlicher Mensch, ich fürchte den Zorn der Frauen und den der Ungarinnen besonders, denn sie sind ein feuriges und kühnes Geschlecht und können mit Blicken der Verachtung vernichten. Diese sonnenhaft glühenden Augen, darin ist Rasse, Leben und Mut, in diesen schön geformten, starken Gliedern steckt Kraft — es ist etwas Adeliges in diesen Weibern, der Adel noblen und gesunden Blutes. Die etwas fleischige Nase, der sehr volle Mund, das starke Kinn, die vollen, braunen, glutdurchhauchten Wangen, die starken Augenbrauen bei

der ausdrucksfähigen Stirn — das ist kraftvolle Rasseschönheit. Jedoch ich als sanfter Germane habe Furcht, mich in eine dieser imponierenden, feuerdurchwallten Schönheiten zu verlieben — es ist mir zu viel Liebes- und Lebenslust in ihnen — ich besorgte, daß die Wellen dieser Naturgewaltigen über mir zusammenschlügen, und deshalb bin ich der Meinung, auch aus Gutherzigkeit für meine übrigen Landsleute, daß die Ungarinnen ganz speziell für die ungarischen Männer geschaffen seien — diese können sie im Zaum halten, diese werden von dem Naturell jener Schönen nicht erdrückt und finden sich in diese Art und Weise, die etwas vom Steppenrenner an sich hat. Schön sind diese Kinder der Pußta und der Adelssitze, gut von Herzen sind sie auch, von Geist sind sie aufgeweckt und verständig, ebenso walten sie als Hausfrauen tüchtig und energisch — aber — aber — zu viel Rasse, zu viel Temperament für uns arme Sterbliche diesseits der March und der Leitha.

Hiermit mag diese kleine Schönheitenrevue beschlossen sein und ich befehle meine Seele Gott, gehe von nun an nie mehr ohne Revolver aus und habe den Trost im Hinblick auf meine arme Familie, mich in einer guten Lebensversicherung eingekauft zu wissen.

Im Ghetto Roms.

1.

Wenn man in Rom — unsre Erzählung spielt zur Zeit der päpstlichen Herrschaft — die Ponte di quattro Capi, welche die gelblichen Fluten der Tiber überspannt, hinter sich hat, senkt sich plötzlich der Boden und man gelangt in ein altertümliches, düsteres, feuchtes Gassengewirr, das die Sinne beängstigend gefangen nimmt. Das ist der Ghetto, das Judenviertel Roms. In diesen sonnenlosen, engen, düsteren Gassen, zwischen diesen uralten, rauchgeschwärzten elenden Häusern erfüllt unser Herz ein schneidendes Gefühl tiefer Trauer. Alles scheint erstarrt, erstorben hier — und doch weist die wahrhaft unglaubliche Menge alten Gerümpels, das teils an den Häusern aufgehängt ist, teils vor diesen steht: alte Waffen, Lumpen, Kleider, Hausgerät, Bilder, Marmorstückchen, Bettstücke, Messingwaren, darauf hin, daß ein leidenschaftlicher Handelstrieb in diesen Gassen lebt. Dafür sprechen auch die Bewohner dieses Stadtteils, die in ihren heftigen Gebärden und den mehr als italienisch-scharfen Gesichtszügen sich als Kinder Israels ankündigen.

Seit vier Jahrhunderten in dies sumpfige Erdloch gesperrt, hat diese in Rom besonders schmachvoll behan-

delte Menschenklasse einen Typus angenommen, der erschütternd, mitleiderregend und abscheuerweckend zu gleicher Zeit wirkt — hohle, eingefallene Wangen in braungelben markierten Gesichtern, wirre Haare, glühende, gierige Augen, das sind ihre hervortretenden Eigentümlichkeiten. Nur selten begegnen wir einem Gesichte, das uns an die Bilder des Erlösers, an die Züge einer Rahel oder Mirjam mahnt — dann aber spricht auch dieses: es ist von der Tochter Judas aller Schmuck dahin; sie weint des Nachts, daß ihr die Thränen über die Backen laufen, es ist niemand unter all ihren Freunden, der sie tröste . . . Mehr oder minder mit diesem Ausdruck in den Mienen sitzen Männer, Weiber und Kinder vor den Thüren in dem Ghetto und wühlen in Lumpen und sticken und flicken und stopfen und trennen verblichenen Sammet, zerschlitzte Seide, Leinwand, Litzen, abgeriebenen Goldbrokat und Matrosentuch. Das Auge der rastlos Arbeitenden erhebt sich nur, um einen Käufer anzurufen oder einen traurigen Blick auf Bessergekleidete zu werfen.

Indes hat der Ghetto auch seine Aristokraten; in der Via rua wohnen in trockenen Häusern reiche Juden, und die Mauern, welche den Ghetto umschlossen, sind gefallen — den Stempel einer vierhundertjährigen Knechtschaft löscht aber eine eingerissene Mauer so wenig fort, als ein eigenes Haus in der Via rua. . . .

Samuele Fiano handelte mit Kerzenstummeln, die

er von den Bedienten des vornehmen Adels und den Thürhütern der Kirchen erkaufte. Während er mit einem Sacke in der Stadt umherwanderte, saß seine Tochter Ditta (Juditta) im dumpfen, finsteren Eingange des Ghettohauses hinter einem Tisch, auf welchem die Wachsware je nach der Größe in Häufchen sortiert war. Der dunkle Hintergrund hob die bleichen Züge des hochgewachsenen Mädchens mächtig ab. Unter hochgewölbten, zusammengewachsenen Augenbrauen blitzten düstere schwarze Augen durchdringend und kühn hervor. Der Schnitt des Gesichtes war orientalisch edel, der Mund reizend voll und klein, jedoch blutlos und fest geschlossen; in reicher Fülle umfaßte hochrotes welliges Haar eine klare, gedankenvolle Stirn, und Ditta wäre eine jüdische Schönheit ersten Ranges gewesen, wenn sie mehr Leben und Frische besessen hätte — doch düster und starr, wie die Umgebung, in der sie sich befand, saß das Mädchen jahraus jahrein in der dumpfigen Wölbung, nur selten ein Wort redend, indessen ihr dunkles Auge leidenschaftlich beredt über die Gasse schweifte. Im Gegensatz zu den übrigen Frauen und Männern, welche jüdische Ruhelosigkeit mit italienisch lautem Wesen verbanden und zankend und schreiend ihre Waren über die Gasse ausboten, dabei feilschten und beteuerten, bewegte Juditta kaum die Lippen, um etwas von ihren Vorräten los zu werden. Verächtlich deutete sie auf die Ware, wenn jemand kaufen wollte; verächtlich warf

sie die Preisangabe hin und nahm mit demselben Ausdruck das Geld oder ließ ebenso die Käufer wieder gehen. Lächelte aber Ditta einmal, so lag darin ein solcher Liebreiz, eine so hinreißende Anmut, daß in diesem einen Moment die ganze Blütenfülle des Orientes sich in ihren Zügen zu verkörpern schien. Was nur das jüdische Volk Interessantes im Geistes- und Phantasieleben besitzen mag, es trat hier plötzlich aus Dittas bleichem, leidenschaftlichem Gesicht lustsprühend und entzückenerweckend hervor. Allerdings währte das nur einen Moment, dann saß die römische Jüdin wieder da als die vom Elend und Schmutz des Ghetto umfangene Tochter Judas.

Wer konnte sich aber — einige Kinder ausgenommen — rühmen, daß ihm jenes Lächeln je zu teil geworden? — Nur bittere scharfe Worte kamen sonst aus Dittas schönem Munde. Abgesondert und zurückgezogen von jedem Verkehr lebte das Mädchen ihr düster eintöniges Dasein. Keine Empfindung der Jugend, keine schöne Hoffnung lebte in ihr, Groll und Bitterkeit bildeten den Grundton ihrer Seele. Das Mädchen haßte und verachtete eine Welt, die das Wort Liebe auf das Panier ihrer Religion geschrieben hatte und doch ihr Volk seit Jahrhunderten in den Schmutz trat, verhöhnte und beschimpfte; sie verachtete ihre elenden Glaubensgenossen, weil sie mit kriechendem Knechtessinne diese Schmach so lange hingenommen hatten und noch ertrugen, sie verachtete sich selbst, weil sie zu diesem Stamme gehörte

und kein Mittel fand, sich aus dem Schmutze des Ghetto zu erheben. Es lebte in diesem Mädchen ein Rest von dem kühnen gewaltigen Geist, der glühenden Phantasie, dem heißen Herzen voll Haß und jäh hervorbrechender Liebe ihrer biblischen Vorfahren, und der Widerstreit zwischen ihrer hochbegabten, groß angelegten Natur und den gedrückten schmachvollen Verhältnissen, in denen sie gefesselt war, hatte die Bitterkeit in ihr Herz gelegt und die schöne Jüdin so schroff und apathisch gemacht.

Dittas Vater fühlte zwar Aehnliches wie seine Tochter, aber der große hagere Mann verbarg seinen Groll und Zorn unter schweigsamen, schmeichlerischen, gewandten Formen. Geld wollte er zusammenscharren und dann nach Toskana ziehen, wo die Juden nicht so verachtet waren und wo man sich nicht weigerte, sie außerhalb des Ghetto als Mieter aufzunehmen. Zu diesem Zwecke trabte der hochbejahrte Samuele Tag und Nacht unermüdlich durch die unfreundlichen Gassen Roms, schlich er in den Maulwurfswegen des Wuchers und der Hehlerei, und barg unter den Steinplatten seiner Schlafkammer schon bedeutende Summen in Gold, während er im dürftigsten Aufzuge rastlos seinem Ziele nachstrebte. Seine Frau, Lia Bernardos, von spanischer Abkunft, war dagegen zum völligen Ghettoweibe herabgesunken. Sie kroch in tiefster Erniedrigung vor den reichen Christen, es lebte in ihr keine Erinnerung, kein Stolz, kein Streben, kein edleres Gefühl. Den Tag über saß

sie in dem hinteren Teil des Gewölbes und kramte in allen möglichen Lumpen, denn sie handelte mit alten Frauenkleidern; des Abends, wenn es dunkel wurde, ging sie über die Brücke, drückte sich an den Häusern entlang und huschte in die Paläste der Vornehmen. Dort verkaufte sie an die unglaublich abergläubischen Nobili Liebeszaubermittel und allerhand Tränkchen, richtete geheime Bestellungen aus und trug verstohlene Briefe.

Ditta hing mit der ganzen Macht ihres feurigen Empfindens an ihrem alten Vater, während alle Freundlichkeit und alle Liebesbeweise ihrer charakterlosen Mutter ihr nie eine freundliche Miene abgewinnen konnten. Samuele und seine Tochter galten in dem Ghetto für etwas Vornehmes. War es die Herkunft von dem Levitenstamm, was ihnen diesen Nimbus verlieh, war es die stattliche Erscheinung, die kräftige, aufrechte Haltung des Siebenzigjährigen, war es endlich der Ruf von seinen verborgenen Reichtümern — wahrscheinlich wirkte alles dies zusammen. Dann gingen aber noch über Samuele dunkle Gerüchte von Seefahrten, die er einst mit Piraten gemacht, und von manchem Menschenleben, das der leidenschaftliche, willenskräftige und verwegene alte Mann auf dem Gewissen haben sollte. Etwas Positives lag diesen Gerüchten allerdings zu Grunde, denn Samuele hatte von einer Fahrt über die den Juden sonst so fremdartige See nebst seltsamen kostbaren Waffen und Geschmeiden seine nur spanisch redende Frau

mitgebracht. Selbst im Ghetto galt Samuele für hartherzig, für einen unnachsichtigen Wucherer und ganz versteinten Menschen in Geldangelegenheiten, denn die aufopfernde Liebe zu seiner Ditta, seinem Stolz, seinem Abgott, warf in den Augen seiner Glaubensgenossen keinen versöhnenden Schein auf seinen Charakter, weil das Familiengefühl selbst bei den verkommensten Juden sehr tief, innig und warm ist. —

Es war Abend geworden. Die wenigen trüb brennenden Oellampen auf den Plätzen des Ghetto warfen ihren armseligen Schein auf die stets in feuchtem Schmutz dastehenden Gebäude. Ditta hatte ihren Verkaufstisch in das Gewölbe zurückgezogen, die schweren Thüren zugeworfen, die großen Eisenstangen davor gelegt, und saß jetzt in dem Wohngemache, ihren Vater erwartend.

Das altertümliche, gewölbte Gemach mit den uralten, seltsamen Möbeln paßte ganz zu der eigentümlichen Erscheinung des Judenmädchens. Von der geschwärzten Zimmerdecke hing an drei Ketten eine Bronzeöllampe herab und erleuchtete rauchige Wände mit einigen schmutzigen Rabbinerbildern, klotzige, häßliche Schränke mit blankgeputzten Kupferbeschlägen und hochlehnige, kostbar geschnitzte Sessel, deren verblichene Seidensitze in Fetzen zerschlissen waren.

Der Klopfer an der Thüre erschallte jetzt auf eine besondere Weise und Ditta sprang mit erheitertem Gesicht auf, um ihrem Vater zu öffnen.

Als das Mädchen mit dem Alten in das Zimmer

trat, verneigte Samuele mit der Tochter sich vor einer an der Thüre angebrachten metallenen Kapsel, welche die zehn Gebote enthielt (Mesussa), berührte diese mit den Fingern und legte die Hand dann seiner Tochter einen Moment auf die Stirn (Benschen), worauf er in heiter scherzendem Tone begann:

„Nun, Ditta, du hast gewiß heute den ganzen Kasten voll Skudos gemacht?"

„Fast hätte ich's, Vater!" entgegnete das Mädchen.

„Welcher Fürst hat dir denn heute seine Schätze zu Füßen legen wollen?" spaßte Samuele.

„Du thust, als ob du es schon wüßtest!" lächelte sie.

„So ist er heute wieder dagewesen?" fragte jetzt keineswegs angenehm berührt der Alte.

„Er ist dagewesen und hat mir vier Scudi für einen Moccolo (kleine Kerze) geben wollen."

„Vier Goldscudi klingen gut," erwiderte Samuele, mit einem Blitz aus seinen Augen, „aber mein Töchterchen wird doch das Gold nicht genommen haben? denn wenn der schlechte Carlo Collonna zählt vier Scudi für ein Kerzchen, so meint er nicht die Ware, sondern das Mädchen, und meine Ditta wird nicht geschenkt nehmen Gold von einem Wüstling von Christen!"

„Da sei unbesorgt, Väterchen! Hätte der Carlo mir eine Million auf den Tisch gelegt, mit den Füßen hätte ich ihn weggestoßen wie einen Hund!" entgegnete mit düsterem Hasse Ditta.

„Was streicht er hier herum, der Trinker, der Spieler, der Mädchenverderber?“ rief Samuele ergrimmt und die starken Adern auf seiner braunen Stirn fingen an zu schwellen, während aus seinen Augen ein unheimliches Feuer sprühte. „Was umschleicht er mein Haus wie ein Wolf die Herde, könnte er doch Gift trinken hier aus der Luft, daß er an der nächsten Ecke krepierte, der schlechte Mensch!“

„O! Ich könnte ihm Gift geben, Vater! Ich könnte es ihm heimbezahlen, daß sein Vater uns geraubt hat die köstlichen Steine und sich gebaut davon Paläste auf den Bergen, ich könnte ihm Gift geben mit meinem Blick aus meinen Augen, ihn winseln lassen zu meinen Füßen und dann den Fuß auf sein Herz setzen und es zertreten.“

„Thu's nicht, Tochter,“ erwiedrte Samuele ängstlich, „man soll sich nicht hinstellen mit Absicht an einen Strudel, denn der Schwindel hat schon erfaßt die stärksten Menschen.“

„Hast du Angst, daß deine Tochter könnte ansehen einen schlechten Christen mit den Augen der Liebe, könntest du das glauben?“ versetzte hochaufgerichtet Ditta.

„Ich habe keine Angst, meine Tochter!“ warf Samuele ein, „aber ich will nicht haben, daß meine Ditta zuwirft dem Fürsten Collonna auch nur einen freundlichen Blick.“

Samuele schien verdrießlich geworden zu sein — dies litt seine Tochter nicht. Sie glättete ihm die Stirn,

ihre Blicke schauten liebevoll auf ihn, und nun begann sie so eifrig von den Geschäften, von den Ereignissen der Gasse zu sprechen und entwickelte bei dem Hin- und Hergehen und der Zubereitung des höchst frugalen Abendessens für den Vater eine solche natürliche Anmut, einen so gemessenen Adel und Schwung der Bewegungen, daß sie wohl mehr als einem jungen Fürsten Collonna den Kopf hätte verdrehen können und des alten Samuele Mienen sich ebenfalls aufheiterten.

2.

Während in dem Judenviertel ein Licht nach dem andern erlosch, das dumpfige Häusergewirr bald im tiefsten Schweigen dalag und jetzt nur die nahe an den Mauern vorbeifließende Tiber murmelnd und gurgelnd zu einem unheimlichen Leben zu erwachen schien, erstand auf der elegantesten Hauptstraße Roms, dem Corso, das lebhafteste Treiben. Auf der Straße drängten sich die Spaziergänger, die Limonadenverkäufer hatten ihre buntfarbigen, phantastisch ausgeputzten Buden mit Zitronen, Orangen und transparenten Papierlampen ausgeschmückt und erlabten das niedere Volk, während in der Unzahl hellerleuchteter Cafés die jungen und alten Elegants von Rom Granita und Sorbetta aßen, rauchend und plaudernd.

„Ecco, princi Carlo!“ rief es an einem Tische des Café de l'Europe, als eben ein schöner schlanker Mann in der feinsten Pariser Kleidung eintrat.

„Welche Kalypso hat dich denn wieder gefangen gehalten? — Welche Circe dein Lockenhaupt so lange umstrickt?“ schallte es dem Ankömmling entgegen. „Acht Tage hat dich ja kein sterblich Auge erblickt! Bist du wieder in Livorno gewesen?“

„Wer kann auf alle diese Fragen zugleich antworten!“ gab der junge Fürst zurück. „Ich möchte auch heute schwerlich Zeit haben, jedem von euch Rede zu stehen. Mir hat jemand berichtet, daß man hier nach mir gefragt hätte, wißt ihr etwas davon?“

„Da steht der Schlingel noch, der wahrscheinlich auf seinen Bajocco wartet,“ nahm ein Elegant am Tische das Wort, indem er auf einen zerlumpten Knaben vor der Thüre deutete. „Wie Gott Amor sieht er eben nicht aus und wenn das die Gesandtschaft ist, so muß der Hof gerade nicht in Sammet und Seide gehen.“

Der junge Fürst machte sich los von seinen Kameraden und ging zu dem Knaben. Er that, als ob er ihm für irgend einen Dienst eine Münze gebe, entfernte sich aber wie unabsichtlich mit ihm, und folgte dann dem Voranschreitenden nach der wenig belebten Piazza della Minerva. Dort verschwand der Knabe hinter den Säulen des römischen Tempio, und alsbald erhob sich von den Stufen des dunkeln Gebäudes eine der vielen dort zusammengekauerten Gestalten — meist obdachlose Schläfer — und ging auf den im Schatten des alten Gemäuers wartenden jungen Fürsten zu.

„Felicissima notte, Eccellenza!“ flüsterte Lia Bernardos — denn sie war die heranschleichende gekrümmte Gestalt — „Ihr habt Lia zu sprechen gewünscht und sie fürchtet nicht lose Buben und nicht die grausame Polizei, wenn sie solchem edlen schmucken Herrn dienen kann.“

„Du weißt doch im Ghetto Bescheid?“ fragte der junge Fürst.

„Was will der schöne Herr in dem häßlichen Ghetto?“ fragte Lia, sichtbar unangenehm berührt von dieser Frage, denn sie vermied es aus Klugheitsrücksichten so viel als möglich, die Fäden ihrer Intriguen nach dem Quartier ihrer Glaubensgenossen hinüberzuspinnen.

„Ich habe dort schon öfter ein Mädchen gesehen,“ fuhr Carlo fort, „über welches ich Auskunft haben möchte: wer sie ist, wer ihre Eltern sind, wie sie lebt, ob sie den Ghetto öfter verläßt und wohin sie zu gehen pflegt?“

„O! Laßt doch den armen elenden Ghetto,“ warf Lia ein. „Eccellenza brauchen ja nur die Hand auszustrecken und die schönsten Frauen in Sammet und Seide sind glücklich, sie küssen zu dürfen! Warum hat denn der Herr die häßlichen Dirnen aus dem Ghetto sich in den Kopf gesetzt?“

„Das laß meine Sorge sein,“ erwiderte Carlo ungeduldig. „Du kannst ein schönes Stück Geld verdienen, Alte, und die ganze Sache ist so, daß dich deine Glau-

bensgenossen nicht steinigen werden für die Dienste, die du mir leistest."

„Sag mir der Herr erst, wo er das Mädchen gesehen hat," entgegnete etwas gefügiger Lia, die ihre besonderen Gedanken jetzt zu haben schien.

„Es ist in der Via fiumara," fuhr Carlo fort, „in einem dunklen Hauseingang sitzt dort ein rotblondes großgewachsenes Mädchen und verkauft Kerzenstöcke."

„Dort, Eccellenza?" fuhr Lia heftig auf, „dort?"

„Nun, was erschrickst du? Kennst du das Mädchen?"

„Ich?" krächzte die Alte — „ich?" ... Sie zögerte sichtbar mit der Antwort und schien mit schweren Gedanken zu kämpfen.

„Natürlich du. Besinne dich nicht so lange!" drängte der Fürst.

„Ja," stieß Lia jetzt hervor, indem sie mit ihrer knöchernen Hand über ihre dichten, wirren, grauen Haare fuhr, ein Zeichen, daß sie mit einem Plan ins reine gekommen war. „Ja, ich kenne das Mädchen!" sprach sie hastig weiter und ihre tiefschwarzen Augen starrten dabei mit seltsam listig höhnischem Ausdruck in das Dunkel — „aber ich besorge da keine Briefe, Eccellenza, und richte keine Bestellungen aus, denn das Mädchen ist stolz, sehr stolz — sie würd' mich schlagen in das Gesicht, sobald ich ein Wort nur sagte, und wenn ich ihre eigene Mutter wäre."

„Und würdest du dich nicht ins Gesicht schlagen

lassen, wenn ich dir zehn Scudi gäbe?“ lächelte der Principe, welcher glaubte, daß die Alte nur um mehr Geld zu erpressen die Sache recht schwierig darstellte — „würdest du es nicht für zehn Scudi wagen, die Gedanken des Mädchens in Bezug auf mich auszuforschen und mich genau zu unterrichten, was sie treibt und thut und sich vielleicht wünscht?“

„Wenn Eccellenza mir jetzt in die Hand gibt die zehn Scudis dort bei der Laterne,“ erwiderte Lia mit einem widerlichen Gemisch von versteckter Hohn, Habgier und Kriecherei, „so will ich's versuchen!“

„Hier ist das Geld,“ sagte Carlo, der Alten die Goldstücke reichend, „und nun suche dem Mädchen eine gute Meinung von mir beizubringen und beobachte alles an ihr, sonst gibt's nichts mehr bei mir für dich zu verdienen, Lia! Morgen werde ich dich in unserm Gartenhause an der Villa Mattei — du kennst es — erwarten und habe dann besser Zeit und Gelegenheit als hier, ausführlich anzuhören, was du weißt und mir zu berichten hast.“

Nach diesen Worten drehte sich der junge Fürst um und schlug den Weg zu einem der vielen Adelskasinos ein, welche von außen schweigsam und dunkel, in ihren glänzenden Räumen die leidenschaftlichsten Hasardspieler bergen. Es war ihm jedoch heute nicht um das Spiel zu thun. Er hielt es nur für gut, sich wieder einmal seinen Bekannten zu zeigen. — Kurze Zeit darauf be-

fand er sich wieder in tiefen Gedanken auf dem Weg zu seinem Familienpalaste.

* * *

Als die Sonne wolkenlos klar und mächtig lichtstrahlend, wie meist zur Frühlingszeit in Rom, emporstieg und die einsame Pinie auf dem düstern Turm des Nero und die große Palme auf dem Hügel der Villa Borghese in ihrem Lichte erzittern machte, begann auch aus dem Ghetto der feuchte Nebelschleier der Nacht sich zu erheben, die schwerverschlossenen Thüren sich zu öffnen und der Kram und Plunder mit den bleichen verkümmerten Gestalten, die magnetisch an ihm zu hängen schienen, an das Licht der Gasse zu treten.

Samuele Fiano stand am Fenster; er verrichtete sein Morgengebet. Mechanisch hastig wickelte er die Gebetbänder (Tephillim) um seinen Arm, laut psalmodierend legte er den Knopf mit den zehn Geboten auf seine Stirn, verneigte sich, rief den Gott seiner Väter an und bat ihn nach der alten Sitte des römischen Ghetto, ihn zu erlösen aus der Schmach und Knechtschaft und ihn zu bewahren vor neuer Demütigung. Darauf segnete er seine Frau und Tochter und trat seine Handelsgänge an.

Ditta ordnete ihren Kerzentisch und Lia Bernardos kratzte hinten im Gewölbe wie gewöhnlich den Schmutz von alten Kleidern und verklebte betrügerisch deren Löcher.

Auf des Mädchens Stirne lagen heute noch bleichere Schatten als gewöhnlich und ihre Augen sprühten noch

dunkleres Feuer, denn sie hatte in der Nacht beschlossen, sich an dem Wüstling Collonna, dessen Vater der vornehmste Verächter und Peiniger ihres Volkes und der Räuber ihrer geheiligten Familienkleinodien war, auf ihre Weise zu rächen.

Sie saß da und starrte auf die dunklen gegenüberstehenden Mauern und wünschte fast, daß der junge Adelige, der sie verliebt umschlich, jetzt wieder vorbeikäme; sie sann und sann, als die sich nähernden Tritte ihrer Mutter vernehmbar wurden. Die Alte humpelte heran, griff in die Tasche, hielt der Tochter etliche Goldstücke hin und rief mit widerlichem Lachen: „Kennst du das, Ditta! — Das hat mir ein Fürst gegeben, ein Schuft, ein böser Christenhund, der dich verderben will. Alle Tage soll er mir die Hand mit Gold füllen, alle Tage will ich ihn am Narrenseil hin und her zerren und alle Tage dir sagen: sieh, das hat mir ein Schuft gegeben, der dich verderben will."

Ditta zitterte und ihr Mund schloß sich noch fester. „Wer hat dir dies gegeben?" preßte sie endlich hervor, „der Carlo Collonna?"

„Kennst du ihn?" fuhr die Alte erschreckt zurück.

„Warum sollte ich nicht, wenn er fast täglich als Fifferaro an meinem Stand vorbeigeht und mir schon vier Scudi in die Hand drücken wollte für einen Quark von Lichtchen?"

„Der Fifferaro, der Fifferaro!" rief Lia aus und

ein Blitz sprühte aus ihren eingesunkenen rötlichen Augen, „das war der Collonna, Gott verdamm' ihn, Tochter, Gott verdamm' ihn!"

„Er hat es schon gethan," lachte Juditta in heftiger Leidenschaft des Hasses. „Er ist gebannt vor meinen Augen, vor den Augen der Ghettojüdin und die Verachtete will ihm nehmen sein Herz aus der Brust. O! sie kann's, sie kann's leicht, und wenn sie es hat, wird sie ihn lachend wegstoßen mit ihren Füßen. Büßen soll der Sohn unsres Erbfeindes, daß er mich hält für eine von den losen Dirnen, weil ich sitz' im Elend des Ghetto, wohin sie unser Volk verbannt haben und es böswillig gebracht zur Schlechtigkeit und Verworfenheit."

„Recht, Töchterchen, recht!" erwiderte die Alte. „Nimm ihm die Seele — du kannst es! O! jedem kannst du sie nehmen, und mir soll er Geld geben — Geld will ich aus ihm herauslocken, daß er verkaufen soll Kette und Ringe."

„Fort mit Eurem Geld!" fuhr Ditta auf, „die Pest auf Euer Geld! Ich will nichts hören, nichts sehen, nichts wissen von Eurem Geld!" Und Juditta kehrte den Kopf von ihrer Mutter und verfiel schnell wieder in das starre, finstere Brüten, wie sie gewöhnlich hinter ihren Vorräten saß, während die Alte murmelnd und den Kopf wiegend in das Gewölbe zurückkehrte.

3.

Das Leben der „Goldenen Jugend“ Roms ist im allgemeinen ein leichtfertiges und sittenloses. Nach dürftiger Ausbildung durch einen geistlichen Erzieher werden die Söhne des Adels und der sonstigen reichen Familien nach Paris geschickt, um nach etlicher Zeit mit allen eleganten Lastern des modernen Babels nach Hause zurückzukehren. Dort hängen sie den in ihren Familien althergebrachten Mantel einer strengen Kirchlichkeit um und verbringen unter diesem ihre Tage in zügellosem Lebensgenuß und in verschwenderischem Nichtsthun. Elegante Handschuhe, feine Lackstiefel, Equipagen, schöne Pferde, Liebesintriguen sind die Ziele ihres Lebens. Aus den Prunkgemächern ihrer Paläste geht es in die Cafés, von diesen auf die Promenade, dann Besuche, Diners, abends folgt die Aufregung der Spielsäle — und das Morgen ist wie das Heute. Ausnahmen von dieser Blüte der römischen Gesellschaft bestätigen die Regel.

Carlo Collonna konnte für das Muster solch eines „modernen Römers“ gelten. Der einzige Sohn des altadligen reichen Fürsten Bosco Collonna, des ehemaligen Polizeiministers, der sich durch seine gewaltthätigen Erpressungen gegen die Juden berüchtigt gemacht hatte, gehörte Carlo zu den ersten und angesehensten Personen des Kirchenstaates; er war wie die meisten Römer schön gewachsen und eine wahrhaft edle Erscheinung. Schon aber zeigte sein klassisch geformtes Gesicht bedeutende

Spuren der Abspannung und sein ursprünglich energischer Geist fing an, sich bedenklich zu verflachen; da entdeckte er ganz zufällig auf einer seiner abenteuerlichen Streifereien nach neuen Schönheiten die interessante Jüdin unter ihrem Gewölbe.

Das Mädchen in ihrer Herbheit und düsteren Hoheit machte auf den Roué einen gewaltigen Eindruck und das erste Gefühl, welches dem jungen Fürsten diese ernste edle jüdische Schönheit erweckte, war das eines dunklen, unklaren Schmerzes über sein niedrig vergeudetes Leben. Dies Gefühl ward in ihm schärfer und stärker, heller und klarer, er erhob sich gewissermaßen an der Erscheinung dieses Mädchens, es zog ihn gewaltsam aus der gleißenden Leere seines bisherigen Treibens zu den finstern Mauern des Ghetto — und dieser junge Mann, der das Verführerischste, was Paris und Neapel darbot, genossen, fühlte sich plötzlich von einer heftigen Leidenschaft ergriffen zu der starren, strengen und den stahlharten Geist ihres Volkes repräsentierenden Ghettojüdin. Carlo Collonna liebte zum erstenmal aufrichtig wahr, stark mit der Liebe, die den Mann in seinem Innersten erschüttert — liebte ein Mädchen aus einer verachteten, verrufenen, in Armut, Schmutz und Elend verkommenen Menschenklasse — die widerstrebendsten Gefühle wogten in seinem Innern, täglich, stündlich erneuerten sich die Kämpfe, wenn sein weltverständiger, welterfahrener Kopf gesiegt zu haben glaubte, bis im nächsten Augenblicke

wieder das Herz triumphierte und sich all das scharfverständige Denken unterjochte. Ungeduldig erwartete er heute Lia Bernardos in seinem einsamen Gartenhause hinter dem Palaste seiner Familie; er wollte ausführlich Dittas Verhältnisse erfahren und von ihr sprechen hören.

Die Alte ließ nicht auf sich warten. Sie erzählte dem jungen Nobile mehreres wahrheitsgetreu über Ditta, verschwieg aber wohlweislich, daß diese ihre Tochter sei, schilderte ihm dagegen Dittas Charakter in seinem stolzen Christenhaß, in seiner strengen unnahbaren Reinheit, und stachelte den jungen Fürsten auf schlaue Weise zu immer größerer Leidenschaft an, indem sie ihn ernstlich abzumahnen sich den Anschein gab und die Hindernisse für eine etwaige Annäherung an das Mädchen als unüberwindlich ausmalte. Sie versprach aber das Mädchen zu einem Ausgange bereden zu wollen und den Fürsten davon zu benachrichtigen und ging, wie am vorigen Abend, über den Geprellten lachend, mit einer reichen Belohnung nach Hause.

Da aber dieser Ausgang Dittas zu lange für des Fürsten Ungeduld sich hinauszuschieben schien und es ihn drängte, das Mädchen seiner leidenschaftlichen Liebe wenigstens einmal wiederzusehen, unternahm er in seiner gewöhnlichen Kleidung einen Spaziergang durch den Ghetto. Schon von weitem merkte er, daß Dittas dunkle Augen glühend auf ihm ruhten, und als er an ihrem Tische vorbeiging, traf ihn jenes Lächeln der Jüdin, daß

er vor Ueberraschung sich wie verzaubert fühlte und sein Herz noch lange pochte, als der Palazzo Collonna schon weit hinter ihm lag.

Er schrieb diese plötzliche Umwandelung der schönen Jüdin dem Einflusse Lias zu und hoffte, die letztere werde ihm bald zu einer Zusammenkunft verhelfen. Als eine solche sich aber von Tag zu Tag hinauszuschieben schien, vermehrten sich Carlos Spaziergänge durch den Ghetto, in allen möglichen Verkleidungen passierte er das Gewölbe und es schien, als ob er nur noch in diesen Promenaden lebte. Er kaufte auch öfter Kerzen und Ditta gab ihm jetzt Rede und Antwort. Ihre Worte waren scharf, witzig, ihr Ausdruck feurig, plastisch und schwungvoll. Carlo geriet immer tiefer in seine peinvolle Liebe.

Aber auch Ditta fühlte sich mit ihrem Spiel nicht mehr zufrieden; sie zürnte sich jedesmal, daß sie mehr gesprochen als nötig. Kam er dann wieder, so riß doch ein sonderbares Etwas ihr Herz immer wieder fort, geistreich und witzig vor diesem Manne zu erscheinen. Ist er nicht schon tief genug in mich verliebt, fragte sie sich dann wohl, wozu bedarf es noch dieses Feuerwerks der Seele? Wäre es nicht Zeit, die Maske abzulegen und ihm die Wahrheit zu zeigen? ... Von Tag zu Tag aber verschob sie diesen Vorsatz, täglich riß dies seltsame unbändige Etwas die Jüdin fort, zuviel zu sprechen vor dem Nobile, und endlich bemerkte sie zu ihrem entsetz-

lichen Schrecken, daß sie den Christen nicht einmal mehr haßte und daß alle Versuche, dies alte Gefühl in sich wieder wachzurufen, vergeblich blieben.

Ditta begann sich selbst zu hassen und sich zu verachten, weil sie den jungen Fürsten nicht mehr hassen konnte. Es zermarterte ihr das Herz, daß die tiefe aufrichtige Liebe, die der Fürst für sie zeigte, ihr nicht allein keinen Abscheu mehr, sondern sogar ein gewisses süßes Gefühl der Befriedigung erweckte. Sie hätte sich das Leben nehmen mögen darüber, daß eine Empfindung wie Sehnsucht nach seinen regelmäßigen Besuchen sich bei ihr geltend machte. Sie betrachtete oft ein Fläschchen mit Opium, welches der alte Samuele in einem Glasschrank aufbewahrte, und war mehrmals nahe daran, mit diesem verzweifelten Mittel die auf ihr lastende entsetzliche Pein zu enden. Es half keine Selbsttäuschung mehr . . . sie fühlte endlich unzweifelhaft klar, daß sie diesen Christen liebte, und diese Liebe schien ihr eine Schmach, ein Verbrechen zu sein, nicht nur an sich selbst, sondern auch an ihrem Vater, an ihrem Volke, ja sogar an ihrem Gotte!

Der kühne, offene, durchdringende Blick aus ihrem Antlitz war verschwunden, die langen Augenwimpern verdeckten meist die feurigen Augen; Ditta wich dem Verkehr mit ihren Glaubensgenossen aus und scheute voll Seelenangst, ihrem Vater ins Gesicht zu sehen; sie war noch schweigsamer als früher geworden und die sonstige

herbe Schärfe ihres Wesens hatte einem stumpfen düsteren Sinnen und Brüten Platz gemacht.

Dies gab Samuele, der schon öfter seine so veränderte Tochter aufmerksam beobachtet hatte, viel zu denken. Seine große Lebenserfahrung, seine eindringende Seelenkenntnis und der feine Spürsinn seines Volkes zeigten ihm bald, daß seine Tochter liebte, und mit dem heftigsten Schreck, mit wahrhaftem Entsetzen, mit einer wilden glühenden Wut, die keine Grenzen kannte, entdeckte er auch bald, wem ihre Neigung galt ... einem Christen, dem ihm verhaßtesten, am meisten verabscheuten von allen Christen! ... Hatte nicht der Vater dieses jungen Mannes, der ehemalige Polizeiminister, einst bei einer fingierten Haussuchung ihm die heiligsten Familiendiamanten, die seine Vorväter als Hohepriester getragen, geraubt — jetzt kam der Sohn und raubte ihm sein noch größeres Kleinod, sein geliebtes Kind? „Daß sie lieber unter der Erde läge, gestorben, verdorben, erstickt an der Luft des Ghetto, als leben bei diesem Manne!“ zischte der Alte und er verschärfte seine Aufmerksamkeit auf das Thun seines unglücklichen Kindes und beobachtete heimlich argwöhnisch jeden ihrer Ausgänge.

Um die Qual ihres Seelenzustandes zu enden, faßte Ditta den Entschluß, mit Carlo sich einmal auszusprechen, ihn anzuflehen, seine Besuche im Ghetto einzustellen und ihr so die Ruhe wiederzugeben. — Je mehr sie ihn aber beschwor, sie aus seinem Bann zu lassen, um so eifriger

versprach der junge Fürst, den seine Leidenschaft für die schöne Jüdin völlig blind machte, alles aufzuopfern, Seligkeit, Adel, Reichtum, um Juditta zu besitzen; er betäubte sie völlig mit all den glänzenden und lieblichen Zukunftsbildern. — Statt Ruhe fand Ditta nur vermehrte Schmerzen. Sie schwankte, weinte, schluchzte, bangte und kämpfte, um aus dem sie von allen Seiten bestrickenden Irrsal einen Ausweg zu finden.

Endlich war sie entschlossen — starr und finster wie früher stand sie wieder da. Bei einer der letzten Zusammenkünfte hatte sie dem jungen Fürsten auf sein Bitten und Drängen zugesagt, wenn er vor dem Priester der englischen Gesandtschaft auf sein Wort als römischer Nobile schriftlich den Schwur niederlegen wolle, sie in England sogleich zu seiner Frau zu machen, daß sie ihm heimlich nach London folgen würde. Dies Gespräch fand statt an der Wasserkunst Novanna, wo sie, ohne aufzufallen, unter andern Zuschauern neben Carlo stehend, an der Frische sich erlaben konnte.

4.

So weit war alles zwischen den beiden Liebenden im reinen. Samuele Fiano hätte aber nicht der gewandte Intrigant sein müssen, der er war, wenn er vor seiner Tochter nur den geringsten Verdacht, daß er um ihr Geheimnis wisse, hätte durchblicken lassen. In vorsichtigem Spionieren belauerte er ihr Thun und Treiben;

er schlich ihr nach auf allen Wegen, wußte um jedes ihrer Gespräche, keine Bewegung, kein Wort, ja kaum ein Gedanke seiner Tochter entging seinen feinen Späherblicken. Er hütete sich aber wohl, mit dem geringsten Hemmnis zwischen Dittas Liebe zu treten, denn der kluge Mann wußte, daß Hindernisse, anstatt derartige Neigungen zu töten, sie schüren und die schon erregten Gemüter zu verzweifelten Entschlüssen treiben. Er glaubte nicht, daß seine Tochter bis zum Aeußersten in ihrer Liebe gehen würde, er konnte sich nicht denken, nicht daran glauben, daß seine Tochter sich so schroff von dem, was er für das Heiligste hielt, von dem Bande, das sie mit den Eltern und ihrem Volk verband, losreißen würde.

Erst als er den Inhalt ihrer letzten Unterredung mit dem Fürsten zu erforschen gewußt hatte, beschloß er zu handeln und zwar nach seiner alten verwegenen gewaltthätigen Manier, denn jetzt hieß es, sein Kind von einem finsteren Abgrund wegzuziehen. Hatte er schon früher immer daran gedacht, von Rom nach einer andern italienischen Stadt wegzuziehen, so steckte er jetzt sein Ziel sich weiter. In Barcelona lebten Verwandte seiner Frau in guten Verhältnissen. Dorthin beschloß er mit seiner Tochter so schnell wie irgend möglich zu fliehen, und mit der umsichtigen Rastlosigkeit, die ihn auszeichnete, bereitete er alles zu diesem Hauptschlage vor. Er setzte heimlich sein Geld in Wechsel um und erwartete nur noch die Nachricht von der Abgangszeit

des Dampfers in Civitavecchia, zu welchem ihn ein befreundeter Schiffer vermittelst einer Barke von Ostia aus bringen sollte. Jetzt war aber noch eine große Schwierigkeit zu überwinden: wie nämlich konnte er Ditta, die jedenfalls nicht freiwillig mit ihm gehen wollte, ohne Aufsehen zu erregen, fortschaffen? Auch dafür fand der entschlossene Mann Rat. Er nahm das Opiumfläschchen aus dem Schranke zu sich, in der Absicht, wenn alles fertig wäre, Ditta in Schlaf zu versenken und so in der Nacht fortzuführen. Ein verdeckter Kaleschwagen, wie er ihn oft zu seinen Geldgeschäften mit Pächtern in der Campagna gebrauchte, sollte dann vor der Thüre halten und darin wollte er nach Ostia fahren. Sein Weib Lia Bernardos sollte vorläufig noch zurückbleiben. Erstens traute er ihr nicht, dann sollte sie auch seine Flucht weniger auffällig erscheinen lassen und drittens wollte der sparsame Samuele durch sie sein Hausgerät verkaufen lassen.

Die schwierigste Angelegenheit dieses Unternehmens war, einen Paß zu bekommen, denn ohne einen solchen konnte Samuele weder aus den Thoren der Stadt, noch von der Küste fort und wurde auch nicht an Bord des Dampfers aufgenommen. Erregte schon das Verlangen eines Passes ins Ausland von einem römischen Bürger im Jahre 1851 Verdacht, so mußte dies Begehren von einem Ghettojuden den römischen Behörden um so verfänglicher erscheinen. Samuele kannte die Behörden,

er wußte, daß sie die Sache verzögern und währenddem nachspüren würden, ob er Geld ins Ausland mitnehmen wolle, von wo aus er abzureisen gedenke und so weiter. Dies mußte der Jude natürlich vermeiden. Auch in diesem Fall wollte Samuele, wie ihm das schon einmal bei einer politisch-merkantilischen Mission geglückt war, gewissermaßen die Beamten überrumpeln, durch ein gutes Stück Geld sich schnell einen Paß verschaffen und ihnen so die Zeit zu Nachforschungen abschneiden. Durch eine unvorsichtige Botensendung Carlos erfuhr der Alte, wann jener die Abreise mit Ditta festgesetzt hatte. Die Kürze dieses Termins überraschte Samuele, denn an demselben Abend noch wollte Carlo das Mädchen am Ende der Ghettobrücke erwarten. Es hieß daher für Samuele unverzüglich zu handeln und dem Entführer zuvorzukommen.

Es war an diesem Tage schlimmes, stürmisches Wetter, der Scirocco wehte mit aller Macht. Dittas verhaltene tödliche Unruhe glich der wilden entschlossenen ihres Vaters. . . . Als das Mädchen nichts ahnend ihre Nachmittagslimonade trank — die Mutter ging dem Geschäfte nach — schüttete Samuele mit seiner kühnen Gewandtheit einige Tropfen des Opiats hinein und bald machte sich dessen Wirkung an dem Mädchen geltend. Sie ward müde und versank in einen todähnlichen Schlaf. Als der Jude seine Tochter völlig bewußtlos sah, nahm er sie, als wenn sie ein Kind gewesen wäre, in den Arm, trug sie nach einem tiefer

liegenden Gewölbe und legte sie dort auf ein Sofa. Dann verschloß er sorgsam und fest die Thüre und eilte nach der Stadt, um die schwierige Paßangelegenheit zu besorgen.

Endlich hatte er den Monte citorio erreicht und jetzt ging es an ein Beschwatzen und Bestechen der betreffenden Beamten. Es war dennoch bei weitem schwieriger, als der Jude sich vorgestellt hatte. Während nun Samuele in den langen öden Gängen des Paßgebäudes herumirrte, von Zimmer zu Zimmer wanderte, wartete und wartete, die Hand stets am Geldbeutel hatte, drängte, beschwor, intrigierte und mit den Beamten unterhandelte, trug sich draußen am Ghetto etwas zu, was alljährlich, besonders im Frühjahr zu Rom geschieht, wovon aber dem eifrigen Juden jetzt nicht der leiseste Gedanke in den Kopf kam.

Den Tag über hatte der heiße Scirocco geweht, gegen Abend sprang er plötzlich in stürmischen Westwind um. Der auf den Bergen mächtig geschmolzene Schnee hatte seine Wasser in die Tiber ergossen. Der Westwind verhinderte den Ausfluß des Stromes in das Meer, das Wasser staute sich und in der Zeit, die Samuele auf dem Monte citorio sich herumtrieb, war der Tiberfluß in der rasenden Eile, welche solche Naturerscheinungen in der ewigen Stadt charakterisiert, gestiegen und gestiegen. Bald überschwemmten seine gelben, trüben Fluten den Ghetto und setzten die untern Teile dieses Quartiers, besonders die Via fiumara, hoch unter

Wasser. Als Samuele endlich das Polizeigebäude glücklich mit seinem Paß verließ, ahnte er zuerst in seiner Hast und Aufregung das Vorgefallene gar nicht. Plötzlich aber fiel dem früheren Seemann die in Ostia bereitliegende Barke ein, seine Gedanken richteten sich auf den Wind und in einer schnellen Verkettung der Folgerungen drängte sich ihm der Gedanke an die Möglichkeit einer Ueberschwemmung des Ghetto auf . . . entsetzt standen seine Sinne still in der Erinnerung an seine, im tiefliegenden Gewölbe eingeschlossene, schlafende Tochter.

Eine namenlose Angst ergriff ihn. Wie von Furien gepeitscht stürmte er fort. Bevor er aber die Brücke erreicht hatte, kündigten ihm schon dicht zusammengeballte Menschenmassen, das Stimmengewirr und Geschrei der Tiberfischer und das alles übertönende Brausen des Flusses eine ungewöhnlich große Ueberschwemmung an. Der Alte vergaß jetzt Reise und Flucht, Christen und Juden in der namenlosen Angst um das Leben seiner Tochter. Wie rasend rannte er über die Brücke. Auf Kähnen fuhr man in der Via fiumara umher, angstvolles Schreien und Rufen der Flüchtenden, die ihren Plunder aus den untern Stockwerken retteten, zeigte ihm, wie hoch die Flut in seiner Gasse schon gestiegen sei. Mit diesen Tönen vermischte sich das unheimliche Gurgeln und Brausen der auf ihn zuströmenden Fluten und mit dämonischem Murmeln schienen sie zu ihm zu sprechen: Deine Tochter haben wir begraben . . .

Dem alten Manne brachen plötzlich die Kniee, als er die Wasserströme sah, er mußte sich an einem Pfahle halten, aber nur einen Augenblick. Mit einem gewaltigen Schlag warf er dann, seiner Sinne nicht mehr mächtig, einen Schiffer aus seinem Kahne ins Wasser, mit einem Satz wie ein Panther stand er in dem Kahne und dahin trieb die aufgerichtete gewaltige Gestalt, die schweißtriefenden, wirren, langen, grauen Haare im Winde flatternd, mit mächtigen Stößen das Fahrzeug. Er hatte sein Haus bald erreicht — das ganze untre Stockwerk stand unter Wasser, der obere Teil der Thüre des Gewölbes war noch sichtbar. Mit der Hast und dem Geschick der Verzweiflung fand der Alte das Schloß — ein Ruck und es sprang auf, eine wilde wahnsinnige Anstrengung und die Thüre drehte sich in ihren Angeln.

Das Wasser stand im Gewölbe so hoch wie auf der Straße; mit rollenden Augen starrte der Jude in das sich drehende Wasser, etwas einem Kleidungsstücke Aehnliches glaubte er zu erblicken, er griff danach in Todesangst, es zog sich schwerer als ein Lappen und des Juden zugreifende Hand berührte den kalten Arm einer Menschengestalt. Mit einem Schrei, der keiner Menschenstimme mehr ähnlich war, riß er die Regungslose an sich — es war seine Tochter, das Gesicht marmorbleich und schön wie immer, lang herabhängend die üppigen Haare, und auf den geschlossenen Augen ruhte ein bläulicher Schein.

Noch gab Samuele nicht alle Hoffnung auf; er brachte die Leblose in den Kahn und eilig lenkte er sein Fahrzeug zu dem höher gelegenen Teile des Ghetto. Dort waren viele Menschen versammelt, Christen und Juden jammernd, zuschauend und rettend. Samuele suchte anzulanden, und der erste, welcher ihm entgegentrat, um seinen Kahn auf festen Boden ziehen zu helfen, war sein Todfeind — Carlo Collonna.

Der Jude starrte ihn an, ohne eine Gesichtsmuskel zu bewegen. Erschreckt trat Carlo zurück . . . in dem Kahn erblickte er eine Leiche und des Alten Gesicht starrte mit einem Ausdruck auf ihn, so dämonisch haßerfüllt, so tierisch wild, daß Carlo, obwohl er sonst ein mutiger entschlossener Mann war, wie gebannt von dem Blick des Alten stehen blieb und bebte. Es lag etwas entsetzlich Unheimliches in den braunen faltigen Zügen des alten Samuele, das Carlo wie ein schwerer Vorwurf traf; er stand wie gelähmt und wagte nicht die Hand an die Leblose im Kahn zu legen.

Während nun der junge Fürst ratlos wartete, was Samuele jetzt thun würde, sprang dieser aus dem Kahn ans Land, nahm seine Tochter in die Arme und eilte mit ihr zu einer nahen Apotheke, wo nach italienischer Sitte gewöhnlich Aerzte zu finden sind. Sofort wandte er aus dem Schatze seiner Erfahrung alles an, was in ähnlichen Fällen gethan werden mußte. Stumm und taub für alle Fragen, für alles, was um ihn her

passierte, bemühte er sich, seine so geliebte Tochter ins Leben zurückzurufen, und wirklich schien es, als ob noch nicht alles Leben aus der schönen Gestalt entschwunden sei. Schwach, kaum bemerkbar, erstanden jetzt Spuren wiederkehrenden Lebens. Von den Aerzten unterstützt wurden die Rettungsversuche noch eifriger fortgesetzt, leise Atemzüge stellten sich ein, lebhaftere Färbung des Gesichtes, die schweren Augenlider zuckten und bebten und endlich schlug Ditta ihre Augen auf. In demselben Moment aber lenkte ein Geräusch des so vertieft scheinenden Samueles Aufmerksamkeit zur Thüre hin, er wendete sich hastig um und erblickte Carlo, der eingetreten war, um nach seiner Geliebten zu sehen. Mit einem krächzenden, zischenden Schrei ergriff Samuele ein Messer, das auf dem Apothekertisch lag, sprang auf den Fürsten los und stieß ihm den Stahl in die Brust. Dann lachte er laut auf, starrte auf die schreckgelähmten Menschen, die vor ihm standen, mit den Augen eines Wahnsinnigen, seinem Munde entfloh ein Schrei wie der eines wilden Tieres und plötzlich führte er das dolchähnliche Messer gegen das eigene Herz, ehe jemand ihn daran verhindern konnte, und sank neben dem Fürsten nieder.

Währenddessen hatte sich vor der Apotheke ein Haufen Menschen versammelt, welche laut und lebhaft den Fall diskutierten und neugierig und ernst zum Eingange des Zimmers drängten. Diesen Auflauf gewahrte Lia Bernardos. Lange war die Alte trostlos im Ghetto

herumgeirrt, sie war beim Beginn der Ueberschwemmung hastig nach ihrem gefährdeten Hause geeilt, wo sie Ditta und ihren Mann zu treffen hoffte, zu ihrer großen Bestürzung aber fand sie ihre Wohnung verschlossen und niemand darinnen. Besorgt durchlief sie den Ghetto, um ihre Angehörigen zu suchen. Niemand hatte diese gesehen, nirgends war eine Spur von ihnen zu finden. Verzweifelt kehrte Lia zu ihrer Gasse zurück — das Wasser war aber in so rasender Eile gestiegen, daß sie nicht mehr in ihr Haus zurückkehren konnte. Entsetzt stürzte die Alte durch die höher gelegenen Ghettogassen, laut nach Samuele und Ditta rufend; so war sie zur Apotheke gekommen und auf die Menschenmenge gestoßen. Ein unheimlicher Gedanke stieg beim Anblick derselben in Lia auf; es wahr ihr, als ob aus der Menge dumpf Samueles und Dittas Namen an ihr Ohr gelangten.

Als sie sich durch den Menschenknäuel hindurchgedrängt hatte und in die Apotheke getreten war, sah sie dort ihre Tochter bleich, das Haupt zurückgesunken. Mit Carlo, der noch lebte, waren die Aerzte beschäftigt; ihr Mann lag, von Blut überströmt, tot am Boden.

Lia eilte auf ihn zu und mit herzerschütterndem Weinen umklammerte sie die erstarrten Glieder. Aber bald veränderte sich die Scene. Gerichtsdiener drangen in das Gewölbe und rissen sie von der Leiche hinweg ins Gefängnis.

Eine peinliche Untersuchung des Falles ward angeordnet, weil der Sohn einer der vornehmsten Familien Roms dabei geschädigt worden war. Zwar erholte sich Carlo wieder von seiner Verwundung, aber seine Lebenskraft war doch im Innersten gebrochen und er verfiel einem langsamen Siechtum.

Da die Behörden Roms an dem Juden, der in einem Anfall von Raserei sich selbst entleibt hatte, keine Strafe mehr ausüben konnten, so traf diese sein überlebendes Weib und seine Tochter. Beide wurden in strenger Haft gehalten, das Vermögen des Juden aber konfisziert.

Langsam war Juditta genesen und auf Verwendung Carlos, in dem noch ein Rest der alten Liebe fortglomm, wurde sie freigelassen. Ihre Mutter aber starb im Gefängnisse — so stand das Mädchen fortan ganz allein auf der Welt. Die Schatten ihrer unglücklichen Eltern standen zwischen ihr und dem einstigen Geliebten . . .

Zwanzig Jahre nach diesen Ereignissen zeigte man mir Ditta Fiano. Sie saß im Ghetto und verkaufte Kerzen wie früher. Ihre Schönheit war dahin — ihre Trauer war geblieben. Das Gesicht mit den edlen Formen war lang, starr und fahl geworden, die Haare waren ergraut; nur die Augen leuchteten noch mit ihrem alten düsteren Feuer über die Gasse. Niemand hat bei ihr je wieder jenes Lächeln gesehen, das einst so beseligte wie ein Sonnenstrahl, der über Gräber spielt . . .

Jugendpraxis.

Junge Aerzte haben beim Beginn ihrer praktischen Laufbahn in großen Städten meist „überirdische oder unterirdische Praxis", wie sie es scherzend benennen; das heißt Patienten, die entweder im fünften und sechsten Stock oder in Kellern wohnen. Diese Praxis ist im höchsten Grade interessant, ganz besonders, was die soziale Seite der menschlichen Gesellschaft anbetrifft. Der junge Arzt wirft in den Kellern und auf den Dachkammern die tiefsten Blicke in die Menschennatur, macht dort die einschneidendsten Studien, und wenn er auch mit Sehnsucht in saubere Parterrefenster, mit Spitzengardinen dahinter, schaut und manchmal seufzend zu einer mächtigen Front Spiegelscheiben im ersten Stock hinaufblickt — in seiner Erinnerung bleibt die Zeit seiner Keller- und Bodenpraxis die lehrreichste, interessanteste und bedeutungsvollste.

„Mir wenigstens ist sie das geblieben," sagte zu mir ein Universitätsfreund, der jetzt einem großen Irreninstitute in der Schweiz vorstand, als Einleitung zu folgender kleinen Erzählung, die ich mich bestreben werde, so einfach als er sie vortrug, hier wiederzugeben. Ich lasse also meinen Freund sprechen.

„Ich wohnte," sagte er, „damals in Hamburg in einer der kleinen Straßen, die vom Alsterbassin aus in den lebhaften Kleinhandel und Gewerbeverkehr führen, und erfreute mich eines besonderen Vertrauens der Sackträger hinsichtlich meiner ärztlichen Kunst. Diese Klasse der Hamburger Bevölkerung ist eine Art Gilde, die seit alten Zeiten die Beschäftigung inne hat, die Kaffee- und Reissäcke von den Schiffen in die Magazine zu tragen. Diese Sackträger haben einen ganz bestimmten Typus. Große, starknochige, mächtig entwickelte Gestalten, zeichnen sie sich durch Arbeitsamkeit, Hang zu leidenschaftlichem Aufbrausen und wahrhaft unglaubliche Grobheit aus; daneben besitzen sie einen kolossalen Appetit und eine märchenhafte Verdauungskraft, und diese Menschenklasse würde gar nicht umzubringen sein, wenn nicht der Branntwein wäre — dieser aber ist die Klippe, an welcher endlich auch die Sackträgernatur scheitert.

„In den Polizeiberichten über die monatlichen Todesfälle werden die Namen der gestorbenen Sackträger untereinander gedruckt, dann eine große Klammer gemacht und in Mitte dieser nur das Wort Säuferwahnsinn für alle gesetzt, denn daß ein Sackträger durch eine andere Krankheit sein Leben beschließen könnte, glaubt man nicht so leicht und die wenigen Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

„Also ich war der gesuchteste Arzt dieser Hafenherkulesse, und weshalb sie gerade mich bevorzugten, ist

mir heute noch nicht ganz klar geworden. — Möglich, daß irgendwie einmal bekannt geworden, daß ich bei einer festlichen Gelegenheit eine große Portion Spirituosen gut vertragen. Nach der eigentümlichen Logik dieser Klasse wäre dies ein Grund zum Vertrauen in meine ärztliche Kunst gewesen. Genug, sobald einer dieser Herren auffällig stark zu zittern anfing, sich elend fühlte, seltsame Erscheinungen erblickte, ungeheure Züge von Ratten oder Mäusen auf sich zuschreiten sah und was dergleichen Krankheitssymptome mehr sind, schickte er Frau oder Kind zu mir und ich mußte ihm nun in seinem Keller unfehlbare Hilfe bringen. Zu den Sackträgern ging es stets in die Keller hinab. Sie lieben es nicht, Treppen zu steigen, und ich habe in meiner dreijährigen Hamburger Praxis nie einen Sackträger anderswo als in Kellern wohnend gefunden.

„So wurde ich denn eines Tages zu meinem Nachbar Jost Harms gerufen. Mariechen, des Riesen Tochter, ein feines, lebendiges, zierliches Mädchen, nebenbei meine Aufwärterin, der ich zu ihrer kürzlich erfolgten Einsegnung ein schwarzes Merinokleid geschenkt und dadurch ihre unbegrenzte Verehrung erworben, kam atemlos die Treppe zu mir heraufgesprungen.

„‚Ach! Herr Doktor — der Vater hat wieder seinen Zufall. Er behauptet, der Tisch hätte vier aufrecht sitzende Pudel als Tischbeine und schlägt mit dem Beil wie unsinnig darauf zu. Ach! Kommen Sie nur schnell

hinunter, auf Sie hört er ja doch nur.' So lautete ihr ängstlicher Bericht. Ich schickte das Mädchen sofort in die Apotheke und begab mich zu meinem alten Bekannten Jost hinunter. Als ich in das Zimmer trat, stand der Sackträger mit dem Beil in der Hand und schlug längs der Tischbeine durch die Luft, indem er dabei rief: ‚Pudel brauchen mir nicht den Tisch zu halten; ich will keine Pudel in meiner Wohnung haben!' — und von neuem schlug er wütend auf die Erde. Sowie ich ihn anrief, warf er schnell das Beil fort. ‚Ach!' sagte er, mich ganz jovial ansehend, ‚was doch der Mensch für ein närrischer Tropf sein kann, habe ich doch da eben einen ganz absonderlichen Traum gehabt. Na, Herr Doktor, das ist recht, daß Sie mich einmal besuchen; ich bin schon seit vorgestern ganz schwach und kann meinen Frühstücksschnaps nicht mehr trinken und das bringt einen anständigen Menschen auf den Hund!'

„‚Ich glaube, Jost,' sagte ich ernst, ‚Ihr habt überhaupt zu viel Frühstücksschnäpse den Tag über getrunken, und es wird das beste sein, wenn Ihr jetzt einmal vier Wochen gänzlich Frühstücksferien macht, sonst könnte es am Ende noch dazu kommen, Jost, daß Ihr vor lauter Pudelhunden aus Eurem Keller zum Kirchhof hinaus müßt.'

„‚Ha!' lachte Jost. ‚Haben meine Frauensleute wieder geplaudert — aber Sie können recht haben, Herr Doktor. Es wird schwer gehen, jedoch ich will's ver-

suchen. Wenn mir nur das dumme Viehzeug nicht immer in den Weg käme; sehen Sie, Herr Doktor' — sprach er plötzlich mit unterdrückter Stimme — ‚da stehen die vier Pudel wieder vor der Thür — der erste, der große schwarze, klinkt die Thür auf, einer nach dem andern kommt leise herein, und jetzt hält das Hundezeug mir den Tisch so steif und starr wie aus Erz gehauen — das kann ich nicht leiden, das will ich nicht haben!' rief Jost, sprang vom Sofa auf und ergriff das Beil. Ich redete dem Patienten zu, ich sprach ernstlich, eindringlich, befehlend zu ihm, er hörte nicht, endlich schüttelte ich ihn aus voller Kraft und schrie ihm ins Gesicht. Sonst pflegen derlei Kranke sich vor einer energischen Person zu fürchten und sehr weichmütig zu werden. Jost aber warf das Beil mit einem gefährlichen Schwung mir zu. ‚Na, dann bringen Sie die Beester fort — Sie Großmaul! Ich will sehen, ob Sie's können mit Ihrer Studiertheit!' rief er höchst zornig. — Ich brachte das Beil in Sicherheit, und da jetzt auch die Tochter mit den Medikamenten zurückgekehrt war, gelang es uns, den Sackträger zu beruhigen und zu Bett zu bringen.

„Bei seiner vorzüglichen Natur nahm die Krankheit einen überraschend günstigen Verlauf; die spukhaften Erscheinungen kamen seltener, blieben zuletzt ganz fort und der Mann nahm sichtbar an Kraft und Wohlsein zu. Ich hatte schon ziemliche Erfahrungen in solchen Fällen gesammelt und mir daher zum Grundsatz gemacht, auch

nach der scheinbar vollständigen Genesung die Patienten noch einige Zeit unter strenger Behandlung und genauer Beobachtung zu halten.

„Ich wendete diese Vorsicht auch bei Jost an und sprach hin und wieder bei dem schon unruhig nach seiner Beschäftigung verlangenden Jost ein. Ich vertröstete ihn von Tag zu Tag und setzte einen Termin von etwa acht Tagen fest.

„Es war ungefähr Mitte Oktober und ein auffallend warmer Herbsttag, als ich nach meinem Patienten sah und ihn heute sicher aus der Behandlung zu entlassen gedachte. In diesen Gedanken stieg ich die Kellertreppe hinab.

„Der Keller lag in dem Hause neben dem meinigen, etwa zehn Fuß unter der Erde, das heißt unter dem Niveau der Straße, und enthielt ein größeres Wohnzimmer und zwei Kammern. Er hatte kleine, flachgedrückte, vergitterte Fenster fast unter der Decke, und das Wohnzimmer empfing mehr Licht durch eine Glasthür, welche die nach unten führende Steintreppe abschloß. Ich trat in das Wohnzimmer, mein Patient war nicht in diesem. Ich klopfte an eine der Kammern, und da keine Antwort erfolgte, klinkte ich die schwere Eichenthür auf, und sie des Halbdunkels wegen hinter mir offen lassend, ging ich in das gewölbte Kämmerchen hinein. Dort saß Jost auf dem Bette, das Beil neben sich. Er sah sehr erhitzt und ängstlich aus. — ‚Thür zu!‘ schrie er mich

plötzlich furchtsam an. ‚Warum lassen Sie auch die Thür auf — ich bin endlich den Bestien entflohen, müssen Sie die Thür auflassen — da, jetzt kommen sie — nun können Sie bei ihnen drinnen bleiben!‘ — Und ehe ich's mich versah, war Jost, das Beil ergreifend, vom Bette aufgesprungen, hatte mich mit einem Stoß aus der Thürrichtung fortgeschleudert, war aus der Kammer geeilt, schlug die Thür schallend zu und schloß sie nun hastig hinter mir ab. ‚So, jetzt kann er mit seiner Prahlerei bei ihnen bleiben,‘ hörte ich noch dumpf Josts Stimme, dann wurde es auffallend still in meinem Raume. Vor Jost war ich jetzt ganz sicher, denn soweit ich die Phantasien dieser Kranken kannte, hätte er um die ganze Welt nicht die Thür mehr aufgeschlossen, und that er dies, war seine krankhafte Vorstellung verschwunden und er wieder völlig vernünftig geworden. Sollte seine Hirnreizung bis zum Abend anhalten — überlegte ich — so kam dann Mariechen oder die Mutter, welche in den Docks Säcke nähten, nach Hause, und ich würde aus dem Gefängnis erlöst sein; immerhin aber berührte mich der Gedanke, möglicherweise den ganzen Nachmittag in diesem halbdunklen Raum unthätig zubringen zu müssen, sehr unangenehm. Ich war müde, hatte noch nicht gegessen und wünschte sehnlichst bald aus diesem Gefängnis zu kommen. Ich versuchte daher, ob sich durch die Thür nicht mit Jost verhandeln ließe — auf alle meine Zureden jedoch erfolgte nicht ein Laut und höchst verdrießlich durchschritt

ich den kleinen Raum, dessen Stille und Abgeschiedenheit mir allmählich unheimlich zu werden anfing. Von dem lebhaften Straßenverkehr drang kein Ton zu mir hinein, ich untersuchte, nach welcher Richtung diese Kammer denn eigentlich läge, und entdeckte jetzt, daß ihr einziges kleines Gitterfenster nach einem unbewohnten Hof hinausging, daß mein Kerker aus den dicksten Grundmauern bestand, einen steinernen Fußboden, eine steinerne gewölbte Decke hatte und einem alten Burgverließe auf ein Haar glich. Während ich so betrachtend wanderte, schien es mir plötzlich über das normale Sinken der Sonne hinaus dunkel zu werden. Ich zog meine Uhr — es war erst halb Fünf. Dumpfe Schläge erschallten und prasselnd schlug auf den gepflasterten Hof Regen nieder.

„Dies beunruhigte mich nicht viel. Ich war auf den unverhältnismäßig langen Tisch des Zimmerchens geklettert und hatte wahrgenommen, daß mein Kellerfenster wenigstens sechs Zoll über dem Niveau des Hofes lag. Es mußte sehr lange und stark regnen — kalkulierte ich, ehe das Wasser hier hineinlief. Jedenfalls stand dies länger als bis zum Abend an. Die Dunkelheit nahm zu. — Ich klopfte an meine Gefängnisthür, ich schmeichelte, drohte, schrie. Vom Nebenzimmer vernahm ich keinen Laut. Blitze erleuchteten mein Kämmerchen, der Donner dröhnte dumpf, der Regen prasselte hernieder, ich stand wieder auf dem Tisch und schaute auf die blasenschlagenden Regentropfen im Hofe

hinaus. Wunderbar schien es mir jetzt, daß der ganze Hof eine Pfütze war, so daß man keinen Stein seiner Pflasterung mehr sehen konnte — der Hof muß einen sehr geringen Abfluß haben, sagte ich zu mir, dennoch fiel mir auf, daß ich vor einiger Zeit das Wasser stark abfließen gehört. Ich zog in meiner Ungeduld wieder die Uhr. Es war halb Sechs jetzt. Hunger, Ermattung und Langeweile plagten mich gleich stark und in dieser trostlosen Gemütsverfassung lauschte ich aufmerksam auf jeden Ton des Wetters draußen. Es mußte ein sehr starker Wind wehen. Es heulte zwischen den Donnerschlägen, der Regen veränderte seine Richtung und ward von Zeit zu Zeit so gepeitscht, daß er gar nicht in den Hof fiel. Auch Ziegelsteine hörte ich polternd vom Dache in das Wasser auf dem Hofe niederfallen. Ich zog wieder meine Uhr zu Rate; sie zeigte Sechs. Ich schlug gegen die Thür und verworrenes Geräusch ertönte kurze Zeit dort aus dem Nebenzimmer. Es ward gleichfalls gegen die Thür geschlagen, am Schlosse gedreht. — Ich verdoppelte auch meinerseits die Anstrengungen, rief und klopfte. — Der Regen ließ nach, es ward heller in dem Gewölbe. — Da das Geräusch an der Thür wieder aufgehört und keine Antwort auf mein Klopfen erfolgte, stellte ich mir einen Stuhl auf den Tisch, setzte mich dort oben hinauf und saß jetzt, den Kopf der Decke wegen gebückt, auf den spiegelnden Hof hinausschauend. — Seltsam, überlegte ich — der Regen hat doch nachge-

lassen; ich höre es wieder stark durch die Gossen fließen — weshalb fällt denn das Wasser im Hofe nicht —? Der Wind braust allerdings noch heftig, sagte ich nach einigen Sekunden des Lauschens zu mir — mit ihm scheint das Fließen durch die Gossen sich zu verstärken — aber wie hängt denn das mit dem Abfließen zusammen? — Jetzt plötzlich höre ich ein eigentümliches Klingen und spiegelnd läuft Wasser über den Steinrand des Fensters in mein Gelaß. Ein ganz feiner Strahl. Er verstärkt sich, er wird wie ein Finger dick, wie eine Hand breit und gießt jetzt, gleichmäßig anschwellend, ununterbrochen. Der Wind wirft Steine vom Schornstein, vom Dach. Es wird dunkler, Blitze zucken, Donner grollt. Es braust und heult draußen und ich vernehme nichts als diese Töne, dann einen kurzen heftigen Schlag gegen meine Thür und ein stimmenähnliches Geräusch im Nebenzimmer, das im Augenblick wieder verstummte, und dann wieder nur den Schall des Donners und Sturmes und das Plätschern und Gurgeln des einfließenden Wassers. Ich sinne, denke nach, was wohl diese Wassermenge hervorgerufen haben könnte. — Das Gewitter mit dem geringen Regen doch sicher nicht — mußte ich mir sagen. — Das Wassereinfließen in meinen Keller nahm eher mit dem Winde zu und diese Entdeckung warf plötzlich ein entsetzliches Licht auf meine Gefangenschaft hier unten. Der Wind mußte jedenfalls vom Meere, von der Elbmündung herkommen und seine Stärke kün-

digte den Beginn der bevorstehenden Aequinoktialstürme an. Diese verhinderten nicht nur den Abfluß der Elbe in das Meer, sie trieben noch mit furchtbarer Gewalt das Nordseewasser den Fluß hinauf und Ueberschwemmung der in der Nähe des Flusses gelegenen Quartiere war alljährlich die Folge dieser Winde. Blitzschnell drängten sich diese Gedanken mir auf, gleichzeitig mit dem Bilde, das ich schon oft um diese Jahreszeit in meiner nächsten Nähe so ahnungslos vor mir gesehen hatte. Es stellte sich mir die Flucht der Kellerbewohner mit all ihren Mobilien aus ihren unterirdischen Wohnungen dar; wie sie ihre Betten, Schränke und Stühle in die höher gelegenen Hausfluren schafften, wie in den Gassen von Minute zu Minute das Wasser oft stieg. — Das Geschrei, die Hast und Angst der von der Wasserflut Betroffenen. Das Fahren in den Gassen auf Waschfässern und sogar mit Kähnen, wie ich dies schon oft erlebt hatte. Mit dem Feuer stets sich steigernder Angst malte meine Phantasie sich diese Bilder aus. Wenn das Wasser in den Gassen so hoch stieg, mußte es diesen Keller bis über die Decke hinaus anfüllen, folgerte ich mit gepreßter Brust und laut klopfendem Herzen — und ich saß hier abgeschieden von den Menschen zwischen fußdicken Mauern, ohne Mittel, mich vorn nach der Straße zu bemerkbar machen zu können. Meine Uhr zeigte auf Sieben; die Ueberschwemmung dauerte schon länger als eine Stunde und immer noch war niemand von Josts Familie nach

Hause gekommen, flüsterte ich mir mit steigender Unruhe zu. — Was kann das nur bedeuten —? Das Gerücht von dem Kommen des Wassers mußte schon längst zu den Leuten gedrungen sein. In dem Nebenzimmer hatte sich aber noch nicht ein Laut geregt, der ihre Ankunft bezeichnet hätte. Nur Rauschen, Zischen, Plätschern und schreckliches Gurgeln ertönte von allen Seiten — mir den Atem benehmend, mir fast die Kehle zuschnürend, mich vor Angst gleichsam zusammenpressend. Ich sprang vom Tisch herab. — Das Wasser reichte mir schon bis hoch über das Knie und die glatten Körper von Ratten bewegten sich schlängelnd in der trüben Flut. Ich schlug in wilder Verzweiflung an die Eichenthür. Mit den Fäusten gab es fast keinen Ton, mit den Stiefelabsätzen klang es des Wassers wegen nicht. Ich ergriff den Stuhl vom Tisch und schlug aus Leibeskräften schreiend mit diesem gegen die Thür. Er zerbrach mir — ich schlug wie wahnsinnig mit den Trümmern, bis sie zersplitterten. — Das Wasser ging mir bis an den Leib. Eine Ratte lief an meinem Körper blitzschnell in die Höhe und sprang von meiner Schulter wieder klatschend ins Wasser. Ich schlug jetzt nach den sich vermehrenden Tieren, sie zischten mich wütend an und suchten an der Wand zum Fenster hinaufkletternd zu entfliehen. Das stark hereinströmende Wasser warf sie aber immer wieder zurück. Es ward jetzt stark dunkel, dunkler, Nacht. Das Rauschen verwandelte sich in mächtiges Sausen und Brausen. — Das

Heulen des Windes war furchtbar. — Weiter keine Töne als diese vernahm ich, nicht eine Spur von einem Laut, der auf Menschennähe deutete. Kurze Zeit und ich befand mich fast in absoluter Finsternis, nur in der Gegend des Fensters nahm ich von dem hereinschießenden Wasser einen gräulichen Schimmer wahr. Ich war auf den Tisch gestiegen, dieser fing jetzt an zu schwanken, sich bald an dieser bald an jener Seite zu erheben. Ich verlor das Gleichgewicht und mußte mich auf ihn niedersetzen, das Auge starr auf meine einzige schwache Lichtquelle in dieser Finsternis, auf das kleine Fenster gerichtet, wo mit dem matten Schimmer zugleich mein Verderben, das Wasser, in meine Kammer floß. Es war ein gräßliches, schauerliches Schauen. Der Tisch schwankte stärker, hob sich, schwamm und trieb gegen die dem Fenster gegenüber liegende Wand. Er stieg schnell und mein Kopf berührte die Decke, drückte gegen dieselbe, stärker, stärker, ich schob mich mit den Händen an dem Steingewölbe, mein Floß mit den Knieen pressend, nach der Thür zu, wo der Keller einige Zoll höher war, und versuchte dort den Tisch unter mir festzuhalten. Er stieg höher — ich mußte mich auf den Rücken legen, der Tisch stieg — ich stemmte die Hände in meiner Verzweiflung gegen die Steindecke. — Das Wasser stieg aber dann auf den einsinkenden Tisch und durchnäßte mich; es blieb mir nichts weiter übrig, als in angstvoller Hoffnungslosigkeit die Hände vor das Gesicht zu schlagen.

„Der Hunger, die Angst, die erstickende Hitze infolge der zusammengepreßten Luft drohten mir die Besinnung zu rauben und ich kämpfte mit der ganzen Macht meiner körperlichen und seelischen Kräfte gegen diesen Tod vor dem Tode. Um die entnervende Angst in mir zu ertöten, begann ich zu zählen, mathematische Figuren zu konstruieren, Gleichungen zu lösen; ich ward ruhiger, jedoch der atembare Luftraum verringerte sich, meine Lungen entzogen ihm den Lebensstoff, starker erkältender Schweiß trof plötzlich von meiner Stirn und heftiger Druck und wirbelndes Kitzeln unter dieser versetzten mich in eine Art Halbschlummer, in welchem ich nichts als Rauschen und Brausen hörte und Wasser, immerzu Wasser strömen und mich gegen die unmittelbar über meiner Nase drohende Steindecke heben sah. Ich mußte lange in diesem traumartigen Zustand gelegen haben, denn als ich wieder klarer zu denken anfing, war es heller um mich her, die beklemmende Decke des Zimmers wohl zwei Fuß weit von mir entfernt und mein Tisch schwamm gerade unter dem Fenster, durch welches helles Tageslicht und kein Wasser in meine Kammer strömte. Ich atmete lebhaft auf und versuchte mich zu erheben. Meine Kräfte waren jedoch so gesunken und meine Glieder so steif und schmerzhaft, daß ich diese Versuche schnell aufgeben mußte. Ich suchte meine Gedanken zu sammeln, denn es kam mir vor, als ob ich auf dem Hofe plätschern, wie von Tritten, hörte und gerade über mir es mehr=

mals wie der Ruf meines Namens an mein Ohr drang. — Ich hob die Hand in die Höhe und streckte sie zu dem Gitterfenster auf, indem ich einen der Stäbe ergriff. Ein heftiger Schrei wie aus Frauenmunde erschreckte mich jetzt dicht über mir und nur geringe Zeit schien zu verstreichen, da hörte ich schmetternde, mächtige Schläge gegen die Eichenthür. — Ich hörte sie krachend einbrechen, lautes Geschrei ertönte. Es rauschte stark. — Mein Tisch wankte, schwankte und neigte sich mit mir unheimlich schief, dann stieß er auf die Steine des Kammerbodens und stand still. — Jetzt fühlte ich mich von Armen umschlungen. Man faßte auch meine Füße und nach wenigen Augenblicken befand ich mich auf der Straße. — Das Licht blendete mich so heftig, daß ich die Augen fast schließen mußte, auch verursachte mir die Bewegung des Getragenwerdens Schwindel. Ich fiel jetzt in die so lange bekämpfte und unterdrückte tiefe Ohnmacht, die gar keine Erinnerung an das Leben läßt. Als ich aus dieser erwachte, lag ich in meinem Zimmer und Frau Jost nebst Mariechen saßen an meinem Lager.

„Ich verlangte zu allererst zu essen, einige Tassen Thee mit Ei und Wein brachten mir einen tiefen Schlaf, von welchem ich so gestärkt erwachte, daß ich allerdings mit sehr wankenden Schritten das Sofa erreichen konnte, und jetzt drang ich in Frau Jost, mir zu erzählen, was sich während meiner schauerlichen Gefangenschaft zugetragen.

„Die Frau meines gefährlichen Patienten ließ sich nicht lange nötigen. — Die Berichterstattung dieses Vorganges hatte ihr schon längst als ein Stein auf dem Herzen gelegen und Frau Jost öffnete die Schleusen ihrer Beredsamkeit und ließ sich also vernehmen. Um halb sieben Uhr sei das Gerücht von der Ueberschwemmung zu ihr in das Magazin gekommen, sofort habe sie sich mit ihrer Tochter und noch einigen Freunden und Kollegen ihres Mannes zu ihrer gefährdeten Wohnung begeben. Sie hätten die Straße schon mit Wasser bedeckt gefunden und nur mit Mühe noch bis zu ihrem Keller vordringen können. — Dort sei ihr Mann bis an den Leib im Wasser gestanden, hätte sich um gar nichts bekümmert, sondern sei herumgelaufen wie unsinnig und habe gejammert. — Man sollte ihm doch um Gottes willen ein Beil bringen, er fände das seine im Wasser nicht mehr, um die Thür einzuschlagen. Er hätte in seiner Narrheit die Hunde gesehen, den Doktor mit diesen einsperren wollen und in seiner Angst den Thürschlüssel in den Hof hinausgeworfen, der jetzt auch voll Wasser wäre. — Als wir ihm zuredeten, doch von seiner Narrheit zu lassen, wurde er wütend, rief um Hilfe, nach einem Schlosser, nach Aerzten, wollte aus dem Keller in so verstörtem Aussehen, so erhitzt und angstvoll, daß wir glaubten, er hätte seinen Anfall in voller Stärke. Ich gab meinem Bruder, der mitgekommen war, ein Zeichen, dieser warf ihm einen Sack über den Kopf und schleppte

den Wütenden zum Keller hinaus. Währenddessen war aber das Gewitter von neuem so heftig losgebrochen, das Wasser schoß mit solcher Macht eimerdick zum Fenster hinein und die Treppe hinunter, daß wir alles stehen und liegen lassen mußten, nur um uns zu retten. Jost ward gebunden und ins Spital gebracht. — Dort gebärdete er sich wie wahnsinnig und schrie entsetzlich, daß er der Mörder des guten Doktors wäre, er hätte ihn in die Kellerkammer eingesperrt, wo er jetzt elendiglich ertrinken müßte — er riß sich los, heulte und schrie und wollte durchaus hinaus, schlug die Krankenwärter, welche ihn zurückhielten, nieder, zertrümmerte die verschlossene Thür, so daß ihn der Spitalvorsteher, bis der Arzt heraufkam, in die Zwangsjacke legen ließ. Wir blieben bei dem Vater,' sprach Frau Jost weiter; nur Mariechen bekam plötzlich in der Nacht Angst. Es möchte doch etwas Wahres an des Vaters ewigem Schreien und Jammern sein — meinte sie, und sie ging zu Ihrer Wohnung, um sich nach Ihnen zu erkundigen. Es war zehn Uhr abends. Sie traf Ihre Wirtin in großer Angst auf der Treppe und viele Leute bei ihr. Sie wären heute früh wie gewöhnlich zu Ihren Kunden gegangen, weder zur Sprechstunde noch zu irgend einer Mahlzeit, ohne es zu berichten, nach Hause gekommen. — Das wäre noch nie bei Ihnen passiert, Ihnen müßte sicher ein Unglück zugestoßen sein. So jammerte die alte Dame. Ich begann mich jetzt auch zu ängstigen, da Mariechen nicht schnell,

wie sie versprochen, zurückkehrte. Es mochte schon elf Uhr nachts geworden sein. Ich überließ Jost seinen Wärtern und eilte ebenfalls zu Ihrer Wohnung. — Das ganze Haus war in großer Aufregung. Mariechen hatte schreiend und weinend erzählt, was Jost in seinen Irrreden ausgesagt. Man begann zu vermuten, daß er an Ihrem Verschwinden schuld wäre, und eine große Menschenmenge umstand unsern Keller, wo Josts Freunde einzudringen versuchten. Es war aber alle Mühe vergeblich. — Das Wasser stand im Keller bis an die Decke. Man konnte nicht einmal vom Hof aus in das Kammerfenster rufen, da es fast bis an den Rand ebenfalls unter Wasser stand, und die Sackträger meinten schließlich, daß, wenn Sie wirklich in der Kammer gewesen wären, Sie schon längst ertrunken sein müßten, und gaben die Versuche auf. Mariechen weinte und schrie; ich mußte sie mit Gewalt vom Hofe ziehen. Wir verbrachten eine traurige Nacht auf der Straße, weil das Spital schon verschlossen war, und heute mit Tagesanbruch lief Mariechen wieder in den Hof zum Kellerfenster. — Das Wasser hatte sich bedeutend verlaufen. Marie rief in einem fort in das Fensterchen hinein, immerzu wohl eine Stunde lang, plötzlich wurde sie von Ihrer weißen Hand, die am Gitter zum Vorschein kam, so erschreckt, daß sie schreiend und blaß wie eine Leiche auf die Straße stürzte und um Hilfe schrie. Unser Hauswirt hatte in der Nacht, als der Wind aufhörte und das Wasser stille stand, sogleich

viel Wasser aus unserer Wohnstube pumpen lassen, wir konnten dort also hineingehen. — Der Schlüssel von der Thür war nirgends zu finden. — Die Thür mußte eingeschlagen werden. Ein Strom Wasser schoß aus der Oeffnung auf uns zu, so daß wir erschreckt flüchteten, aber mit diesem Strom, das sahen wir, war Ihr Tisch, auf dem Sie wie eine Leiche lagen, gegen die Thür gekommen. Bald hatten wir Sie erfaßt und endlich hier hinauf gebracht, wo es Ihnen Gott sei Dank jetzt wieder ganz gut geht. Und das ist ein Glück; ich wäre mein Lebtag nicht wieder froh geworden, wenn Sie meines Mannes wegen in unserem Keller hätten ertrinken müssen."

„Mit diesem gefühlvoll gesprochenen Satz endigte Frau Jost ihre Erzählung und endigt auch eigentlich dies unheimlichste Abenteuer meiner jugendlichen Praxis. Jedoch dies Schauerliche ist nur die eine, die dunkle Seite dieses Erlebnisses, es hatte noch eine heitere, hellere im Gefolge, und diese bildete mein Freund Jost.

Er ist durch die Ereignisse dieser Nacht nicht nur von den Anfällen des Delirium tremens völlig kuriert worden, sondern auch für Lebenszeit, wie ich erfahren, vor einem Rückfall in die Krankheit bewahrt. Jost kann keinen Tropfen Schnaps mehr über die Lippen bringen; er hat aber auch das Sackträgergewerbe aufgegeben, wahrscheinlich weil er infolgedessen glaubt, nicht standesgemäß mehr sterben zu können. Der ehemalige Sackträger bekleidete in Zukunft sehr gewissenhaft eine

Portierstelle beim berühmten Bankier Heine in einer hochgelegenen Parterrewohnung.

„Ich muß gestehen," schloß mein Freund mit der ihm eigentümlichen sauersüßen Ironie seine kleine Erzählung, „ich halte diese Radikalkur des Sackträgers Jost für den glücklichsten Griff in meiner Praxis. Allerdings ist mein Leben auch hierbei sozusagen die Medizin gewesen. Similia — similibus; Gleiches mit Gleichem. Ein homöopathisches Rezept," lachte mein Freund — „und wenn du diese kleine Geschichte niederschreibst, woran ich nach deinem Litteratengesicht, das du jetzt machst, gar nicht zweifle, so kannst du sie meinetwegen ‚Der Arzt als Medizin' betiteln."

Die Reiſegefährtin.

Die Erben der verstorbenen Frau Meehringer, Witwe, in Dobel im Schwarzwald wurden vom Oberamt Neuenbürg aufgefordert, ihr Erbe in Empfang zu nehmen. Dasselbe bestand in Staatspapieren, Wiesen, Waldung, mehreren Häusern und einem sehr reichhaltigen Mobiliar, denn die Witwe Meehringer war sehr begütert gewesen, hatte höchst sparsam gelebt, Geld auf Geld gehäuft, wo etwas billig war, namentlich Grundbesitz, denselben schnell angekauft und in den vierzig Jahren ihrer Witwenschaft — sie starb kinderlos hoch in den Siebzigern — ihr Vermögen außerordentlich geschickt und scharfsinnig verwaltet; deshalb wurden auch ihre Erben allgemein beneidet.

Von diesen kannte man nur einen, nämlich eine Erbin, ein nicht mehr ganz junges Mädchen, das völlig allein dastand, in Calw lebte, fast kein Vermögen besaß und sich seltsamerweise von Holzschnitzerei ernährte, welche sie im Auftrag von Geschäftshäusern in Straßburg, München und Berlin anfertigte.

Emma Reuthmann schnitzte kunstvolle Wanduhrgehäuse, packte ihre fertigen Arbeiten in Kistchen, brachte diese selbst zur Post und verkehrte mit niemand in dem

kleinen Städtchen, aus welchem Grunde sie in dem Ruf der Sonderbarkeit stand.

Vor drei Jahren war sie aus dem badischen Schwarzwald nach Calw gekommen, ein stattliches, aber bleiches junges Mädchen von zwanzig Jahren, in tiefe Trauer gekleidet, hatte sich zwei Stübchen gemietet und sofort emsig zu arbeiten begonnen. Jeder Annäherung gegenüber verhielt sie sich kühl und ablehnend, ihr Auftreten war ruhig und bestimmt. Der stille, fast düstere Ernst, den ihr Aeußeres in der ersten Zeit zeigte, wich zwar allmählich einer milden Heiterkeit, die ihr vortrefflich stand, näher trat ihr jedoch in dem Städtchen niemand. Man wußte von der sonderbaren jungen Dame nichts, als daß ihre beiden Eltern plötzlich in Triberg gestorben seien, die Verwaiste dann von dort nach Dobel zu einer reichen Großtante übersiedelte, diese jedoch bald wieder verließ und darauf ihren Wohnsitz in Calw aufschlug, woselbst sie ganz allein das Geschäft der Eltern aufnahm und auf ihre Weise fortführte. Mit der Tante hatte die junge Dame gar keinen Verkehr — um so mehr machte jetzt die große Erbschaft, welche ihr von der Alten zufiel, Aufsehen.

Die Witwe Meehringer war ohne Testament gestorben und Emma Reuthmann die unbestritten alleinige Erbin, wenn sich nicht ein Großneffe auffinden ließ, der vor vier Jahren nach Holland gegangen und seitdem völlig verschollen war; dieser Großneffe, gleichfalls ein

Meehringer, stand zu der Witwe in dem gleichen Verwandtschaftsgrad wie das Fräulein Reuthmann, und stellte er sich ein, wurde das Erbe zwischen beiden geteilt.

Jetzt waren nun fünf Monate verstrichen, seitdem Fräulein Reuthmann die gerichtliche Eröffnung hinsichtlich der Verlassenschaft der verstorbenen Frau Emerenzia Meehringer zugegangen und der amtliche Aufruf an Anton Meehringer, sich in Neuenbürg zu melden, in allen Hauptzeitungen erschienen; in vier Wochen lief die Frist für den Erben ab — jedoch der Gesuchte und Vielbeneidete, dem das Glück weit über hundertfünfzigtausend Mark in den Schoß werfen wollte, ließ von sich weder etwas hören noch sehen. Alle Nachforschungen der gewissenhaften Behörde nach dem Verbleiben des Anton Meehringer erwiesen sich als erfolglos, keine Spur, wohin er gegangen, wollte sich zeigen, kein Lebenszeichen in betreff des Glücklichen auftauchen. Die Teilung des Vermögens mußte also ohne den Erben stattfinden. Die Hälfte der Erträgnisse der Erbschaft wurde für eine bestimmte Zeit für Anton Meehringer noch gerichtlich reserviert; nun handelte es sich jedoch zunächst darum, das sehr reichhaltige Mobiliar der Witwe, welches man nicht länger in den verschlossenen Häusern aufbewahren konnte, zu teilen. Der Rechtsbeistand von Emma Reuthmann empfahl ihr hierbei als die beste Form, das Inventar der Häuser versteigern zu lassen und dabei für sich zurückzukaufen, was sie gern behalten mochte. Es befanden

sich nämlich bei der Hinterlassenschaft viele uralte, herrlich geschnitzte und eingelegte Schränke, die jetzt einen hohen Wert hatten, ebenso interessante Oelgemälde und seltenes Porzellan, und diese Gegenstände wollte die junge Dame für sich nehmen. In vier Wochen sollte nun als erstes bei der Verteilung der Masse die Versteigerung vor sich gehen.

Im Städtchen war man sehr gespannt darauf gewesen, zu sehen, was das plötzlich so reich gewordene junge Mädchen thun würde, jedoch alle die verschiedenen Erwartungen und Mutmaßungen erfuhren eine gründliche Enttäuschung. Emma Reuthmann lebte und arbeitete ruhig so weiter, als ob sie gar keine Erbin geworden wäre, und ihr Aeußeres zeigte dieselbe sich stets gleichbleibende Ruhe wie früher — wer jedoch in ihr Inneres hätte blicken können, würde wahrgenommen haben, daß Emma an das mögliche Erscheinen des Erben mit Erregung dachte. Der Grund hiervon war nicht etwa der Verlust der anderen Hälfte der Erbschaft, Emma besaß nicht eine Spur von Habsucht. Ihrer Ansicht nach war die Summe, welche auf sie fiel, übergroß genug, sie strebte gar nicht nach mehr; es hätte sie vollständig ruhig gelassen, wenn man die andere Hälfte gleich genommen und dem Erben irgend wohin geschickt hätte; ihr war einzig unangenehm die etwaige Zusammenkunft mit dem Erben, den sie als Konfirmandenkind nur einmal flüchtig gesehen hatte, den sie aber dennoch nicht

leiden mochte, ja beinahe haßte, weil ihre Eltern mit denen des Anton Meehringer aufs bitterste verfeindet waren. Wenn sie von Anton Meehringer etwas hörte, so war das nichts Gutes: er war ein übermütiger Bursche, ein Spötter, ein Witzbold und hatte eine scharfe Zunge, und Emmas Eltern stellten alles, was der Anton that und sagte, in ihrem Lichte dar. Jugendeindrücke sind stark und haften lange; und so geschah es, daß Emma die Abneigung ihrer Eltern gegen Anton mit übernahm und auch nach dem Tode dieser festhielt. Ein Zusammentreffen mit Anton Meehringer dachte sie sich nun sehr peinlich und eine Erbteilung mit diesem, wobei ja Uebereinstimmung der beiden Parteien nötig war, eine verdrießliche und schwierige Sache. Sie wünschte lebhaft, daß Anton Meehringer sich einstellen möchte, nachdem die Teilung vollendet war; sie beabsichtete, allen Grundbesitz zu verkaufen, denn dessen Bewirtschaftung konnte sie nicht übernehmen, sie wollte auch keinerlei Verantwortung für die Nutzbarmachung des Grundbesitzes tragen. — Wäre später dann Anton Meehringer gekommen, so hätte er seinen Anteil in barem Gelde von der Behörde erhalten, und sie hätte gar nichts weiter mit ihm zu thun gehabt.

Anfang Winter war die Witwe Meehringer gestorben und jetzt war es Frühling geworden. Die Berge des Schwarzwaldes schimmerten in blauem Duft, die Wiesen wurden grün und bestickten sich mit gelben und weißen Blumen. Im Walde quoll das Moos, die Vögel jubi-

lierten und zwitscherten in den Zweigen, und die Bäche rauschten und plätscherten lustig. Freude am Leben war auch in Emmas Herz eingezogen, denn sie hatte jetzt keine Sorgen mehr für die Zukunft und sie brauchte nicht mehr davor zu bangen, was aus ihr werden sollte, wenn sie etwa sich die Hand verletzte oder krank würde — der einzige Schatten, welcher ihren heiteren Blick in das Leben trübte, war der Gedanke an das plötzliche Auftreten ihres Miterben vor dem bestimmten Termine.

Am 29. Mai lief die Frist für den Erben ab; für den 3. Juni war die Versteigerung festgesetzt. Da das Inventar so viele für Antiquitätenhändler wertvolle Gegenstände in sich schloß, so war die Auktion mit Aufzählung der kostbaren Stücke in den Zeitungen der nächstliegenden großen Städte bekannt gemacht worden. Jetzt am 27. Mai war die letzte Ankündigung hiervon erschienen.

Emma las diese mit dem behaglichen, angenehmen Gefühle, daß von dem Erben bis heute absolut nichts verlautet hatte. Nur noch eine kurze Spanne Zeit — und es war entschieden, ob sie allein handeln konnte, oder ihr Partner als Gegner, wie sie das bestimmt annahm, ihr entgegentreten würde.

Der Rechtsanwalt hatte seiner Klientin vorgeschlagen, irgend einen Händler mit dem Ankauf der gewünschten Gegenstände zu betrauen — dann brauchte sie, wenn sie nicht wollte, bei der Versteigerung gar nicht anwesend zu

sein. — Emma jedoch widerstrebte es, andre für sich handeln zu lassen und dann nehmen zu müssen, was man für sie erworben hatte; sie war durch ihr selbständiges geschäftliches Leben gewohnt, allein für sich zu sorgen, und es hatte Reiz für sie, den Gang der Verkäufe mit anzusehen; sie entschied sich demnach, bei der Versteigerung persönlich sich zu beteiligen.

Der 2. Juni war da, Emma befand sich an einem schönen Sommermorgen auf der kleinen Eisenbahnstation Höfen im grünen Thale der rauschenden Enz und bestieg den Postwagen, welcher sie die sanft emporsteigende Berglehne hinauf nach dem hochgelegenen Dobel bringen sollte.

Ihr Rechtsbeistand hatte heute einen wichtigen Termin und konnte sie nicht begleiten.

Emma war allein in der Postkutsche. — Schon zogen die Pferde an, als der Postillon plötzlich hielt. Ein Passagier, der die Straße von Neuenbürg heraufkam, winkte. Es war ein großer schlanker junger Mann mit einem englischen Reisetornister auf dem Rücken. Er sprach einige Worte mit dem Postillon, sah in den Wagen, erblickte Emma, zog den Hut, öffnete die Thür, stieg ein, setzte sich der jungen Dame gegenüber auf den Rücksitz und die Post fuhr weiter.

Langsam ging die Fahrt in die Höhe durch frisches Buchengrün und tief dunkle Tannen. Tief unten blieb ein Bächlein, das murmelnd durch blumenübersäte Wiesen lief, indessen jenseits der Fahrstraße steile tannenbewach-

jene Bergwände zum wolkenlos blauen Himmel emporstiegen. Ringsherum feierliches Schweigen, kein Laut weiter vernehmbar als das Knarren der Räder, das Trappen der Pferde und ab und zu ein murmelnder Hauch des Baches tief unten. Schweigend saßen sich die beiden jungen Leute gegenüber. Emma hatte einen kurzen scheuen Blick auf den Passagier geworfen.

Weshalb scheu? Weil er so merkwürdig scharfe, graue Augen hatte, die sie so durchdringend ansahen, weil sich um eine hohe, etwas schmale, weiße Stirn ganz lichtblonde Haare kurz lockten, weil die hohe Gestalt in ihrer Schlankheit und in ihren elastischen Bewegungen etwas so durchaus Vornehmes und Adliges zeigte, und all dies bei dem ersten Erblicken blitzartig auf Emma einen Eindruck machte, der sie ganz seltsam berührte.

Höher stieg die Post, die Sonne kam über den Wald herauf, und leise trillierten und zwitscherten die Vögel in den endlosen Tannenwaldungen.

Emma sah still vor sich nieder; sie vermied es, den Fremden anzublicken. Bald jedoch ward es ihr unmöglich, immer auf ihre Kniee zu sehen, und sie schaute unabläßig, krampfhaft den Kopf gewendet, jetzt rechts, dann links zum Wagenfenster hinaus.

Der Fremde richtete oft seine Augen fragend auf sein Gegenüber. Es war ihm auffällig, daß eine derartig gereift aussehende junge Dame durch seine Gegenwart sichtlich so in Verlegenheit geriet. Um ihr die peinliche

Situation zu erleichtern, nahm er ein Buch aus dem Tornister und fing an zu lesen.

Er schien so vertieft in seine Lektüre zu sein, daß Emma es wagte, sein Gesicht genauer anzusehen. Welch ein schönes, längliches Oval das bartlose Antlitz hatte, wie seltsam rot der auffallend kleine Mund war, wie eigentümlich die scharfe Linie der feingebogenen Nase. Plötzlich dämmerte Emma eine Erinnerung auf, zugleich ließ der Fremde, welcher sich beobachtet fühlte, sein Buch sinken und schaute Emma an. Er sah, wie sie verwirrt war, rot ward, ihr Atem gepreßt ging, und er beschloß, die geängstigte Dame durch ein harmloses Gespräch zu beruhigen.

„Sie begannen die Postfahrt wohl auch erst von Höfen, die Post nimmt ja wohl dort erst die Fahrt auf," sprach er die junge Dame an. Als Emma nichts erwiderte, fuhr er lebhaft fort: „Eine ungeheure Masse von Holz liegt dort, Hunderte von herrlichen Stämmen. — Es ist eigentlich ein tragisches Verhängnis für die Bäume hoch oben im Walde, daß sie das Wasser von den Wolken auffangen und zu Bächen verdichten, die nachher sie, die Gefällten, zu den Mühlen treiben, dort dann die Sägen in Bewegung setzen und so die Kraft geben, die edlen Riesen des Waldes in prosaische Bretter und Latten zu zerschneiden."

Bei dem ersten Ton der Worte des Fremden gab es für Emma keine Dämmerung des Erinnerns

mehr, es war ihr zur vollsten Klarheit geworden, daß diese scharfe Stimme und ausdrucksvolle Sprechweise niemand anders als Anton Meehringer angehören konnte und ihr Gegenüber hier im Postwagen der gefürchtete Miterbe war.

Diese Entdeckung versetzte sie in die heftigste Aufregung und rief einen Sturm widersprechender Gefühle in ihr hervor. Sie mußte sich zugestehen, daß dieser junge Mann eine ganz besondere Schönheit besaß und etwas an sich hatte, das ihr auf seltsame Weise das Herz bewegte und ihr Inneres in einen Zustand des Aufruhrs versetzte, wie sie das bisher nie empfunden. Sie hatte sich vorgenommen, wenn etwa der Erbe vor sie träte, eiskalt ihm gegenüber zu sein, und jetzt erfuhr sie, daß sie dies absolut nicht sein konnte. Die Gegenwart dieses Mannes, ja das bloße Denken an ihn, wenn sie bei geschlossenen Augen das zu thun versuchte, machte sie in allen Fasern ihres Wesens erzittern und benahm ihr den Atem. — Vor Zorn? Vor Zorn? — Sie legte sich diese Frage vor — ja, vor Zorn, vor Haß und Zorn.

Als Anton Meehringer auf seine Worte kein Eingehen fand, keine Antwort erhielt, und sein Gegenüber sogar die Augen schließen sah, nahm er an, daß die junge Dame keine Unterhaltung wünschte und griff wieder zu seinem Buche.

Emma empfand es peinlich, die gewöhnlichsten

Formen der Höflichkeit so hintangesetzt und die Ansprache des Mitreisenden gar nicht beantwortet zu haben, aber sie war augenblicklich völlig außer stande, zu diesem Manne nur ein Wort über die Lippen zu bringen.

Die Fahrt ging indessen ungehemmt bergauf weiter. Tiefer wurde die Schlucht neben der Straße, mächtiger stieg der Wald auf; hie und da eine Fernsicht über stillgrüne Thäler und hellblaue in Duft verschwindende Bergzüge; das Laubholz war düsteren Tannenriesen gewichen, die aus Moos und Felsgestein ihre gewaltigen säulenartigen Stämme zum Himmel erhoben.

Emma hielt die Augen geschlossen und that, als ob sie schliefe. Der junge Mann machte sich diesen Umstand zu nutze, um die Züge dieser so ablehnenden Reisegefährtin sorgfältig zu studieren. Er fand, daß ihr Benehmen im Widerspruch zu ihrem Aeußeren stand: die kräftig entwickelte Gestalt trug einen Kopf, dessen klare, von dunklen glattanliegenden Haaren umrahmte Stirn mit den starken, schöngezeichneten Augenbrauen, der vollen Nase und dem gut geschnittenen, wenn auch nicht kleinen Munde selbst jetzt im Schlafe den Eindruck von Verstandeskraft und Klugheit machte — und doch benahm sich die Dame so unhöflich, kindisch verlegen, ängstlich verwirrt.

Er erinnerte sich, daß diese Reisegefährtin ihn auch mit auffallend feurigen dunklen klaren Augen angeschaut hatte — zuerst nämlich, als er gegen den Wagen

schritt, und später erst ihr Blick so unsicher wurde und ihn beharrlich vermied. Er kam zu dem Schluß, daß seine Person auf die Dame einen unangenehmen Eindruck machte. — Weshalb dies nur? fragte er sich. Er hatte sich doch nichts zu schulden kommen lassen, das solch ein Verhalten der Reisenden rechtfertigte — sein Aeußeres stieß doch sonst niemand, namentlich die Frauen nicht ab.

Dies erwog er, und das Rätselhafte, welches das Benehmen der Dame ihm darbot, fing an, in ihm ein besonderes Interesse für seine Reisegefährtin zu erwecken. Er sagte sich, daß das Gesicht der ihm Gegenübersitzenden Charakter, Originalität und doch dabei etwas echt Weibliches hatte und dies Mädchen oder die junge Frau keine unbedeutende Person sein konnte, kein oberflächliches Wesen, kein Durchschnittsgeschöpf; weshalb ängstigte und bedrückte sie so sichtlich seine Gegenwart?

Der Postillon knallte mit der Peitsche, die Postkutsche rollte schneller, man kam aus dem Walde, und vor den Reisenden breitete sich ein welliges Hochthal aus, sonnenbeschienen, wiesengrün mit vereinzelten blühenden Obstbäumen, auf dem langgestreckt ein großes Dorf lag. In der Ferne winkten ringsherum blaue Bergzüge; die klare, frische Luft auf dieser Höhe ließ jeden Gegenstand ungemein scharf und deutlich hervortreten.

Das Dorf war Dobel, das Ziel der beiden Reisenden, denn auch Anton Meehringer wollte der Versteigerung des Mobiliars seiner verstorbenen Großtante beiwohnen.

Am 29. Mai, gerade am letzten Tage, den die Ausschreibung bestimmte, war er in Neuenbürg auf dem Oberamt erschienen, hatte vollgültige Papiere vorgelegt und sich als den gesuchten Erben der Emerenzia Meehringer ausgewiesen. Mit der Legitimation der Behörde kam er jetzt nach Dobel.

Der erste Aufruf nach dem Erben in der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" hatte ihn in Kalkutta getroffen, wo er als Musterzeichner in einer Kattundruckerei eine glänzende Stellung sich errungen. Er nahm sofort von dort Urlaub, um nach Europa zu reisen; aber mancherlei Zwischenfälle verzögerten seine Ankunft derartig, daß er gerade noch sozusagen im letzten Moment als der ausgeschriebene Erbe sich vorstellen konnte.

Hier erfuhr er denn, daß Emma Reuthmann die Hinterlassenschaft mit ihm zu teilen hatte. Er erinnerte sich hierbei dunkel, daß zwischen der Familie Reuthmann und der seinen kein gutes Einvernehmen geherrscht hatte. Seine in Föhrenbach verstorbenen Eltern, gleichfalls Uhrmacher, verkehrten trotz der Nähe nie mit den Reuthmanns, und von der Emma, die er einigemal gesehen hatte, schwebte ihm das Bild eines kleinen lederbraunen Mädchens mit einer glattgedrückten Nase vor.

Die Post hielt an dem schindelbekleideten Gasthaus zur Sonne.

Der Postillon öffnete den Schlag, Emma stieg aus, nahm ihre Handtasche und ging in das Haus.

Anton Meehringer verließ jetzt gleichfalls den Postwagen, sprach einige Worte mit dem Postillon und begab sich ebenfalls in das Haus, wo er den ihm begegnenden Wirt um ein Zimmer bat, während er hörte, daß seine Reisegefährtin im Wirtszimmer mit einer Frau verhandelte. Als er das Wirtszimmer betrat, war dies leer.

Es ist in diesen Schwarzwalddörfern nicht Sitte, den Fremden sogleich das Buch zum Einschreiben der Namen vorzulegen, und Anton, der in seinem Reiseleben ganz englische Gewohnheiten angenommen, fand es überhaupt für gut, über seine Person und den Zweck der Herkunft nicht zu sprechen — dagegen erkundigte er sich bei dem Wirt, wer die mit ihm angekommene Dame wäre, und erfuhr, daß dies Fräulein Emma Reuthmann, die alleinige Erbin der reichen Witwe Meehringer sei.

Diese Eröffnung verursachte ihm ein gewaltiges Erstaunen. Das war Emma Reuthmann, eine so schöne stattliche Person war aus dem lederfarbenen eckigen Mädchen geworden — — sie hatte ihn, so folgerte der junge Mann weiter, jedenfalls sofort erkannt und daher ihr rätselhaftes Benehmen.

Welche Gründe mochte sie haben, ihn mit einer derartigen Abneigung zu betrachten, daß sie nicht einmal Antwort auf seine Fragen gab? Von der Familienfeindschaft hatte der Sohn keine starke Erinnerung; ihm war diese, wie die ganze Familie Reuthmann stets als etwas sehr Geringfügiges erschienen. Er hatte kaum

jemals daran gedacht, es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß in Emma ein derartiges Gefühl der Feindschaft leben und sich erhalten haben könnte. Da er absolut keine andre Ursache fand, so glaubte er, daß der Grund von dem unfreundlichen und seltsamen Benehmen seiner Reisegefährtin in seinem Erscheinen als Miterbe läge, dem die junge Dame die Hälfte des jedenfalls schon als sicher betrachteten ganzen Erbteils abtreten mußte.

Es schien ihm das ein häßlicher Zug bei einem so jungen Mädchen, namentlich in Hinsicht auf die Größe des ihr zufallenden Teils, und diese Entdeckung berührte ihn schmerzlich.

Er bekam Emma im Laufe des Tages fast gar nicht zu Gesicht; sie speiste zu Mittag auf ihrem Zimmer. Dann sah er sie nach dem Hause der Witwe, das ihm als Ort der Auktion bezeichnet war, gehen. Er hatte keine Lust, dort mit ihr zusammenzutreffen, obwohl die junge Dame stets seine Gedanken beschäftigte. Nach einer Stunde etwa kam Emma zurück und begab sich sogleich wieder auf ihr Zimmer. Darauf ging Anton Mechringer mit einigen Händlern, die indessen von Karlsruhe und Stuttgart gekommen waren, zur Wohnung seiner Großtante.

Es interessierten den jungen Mann gleichfalls die alten geschnitzten Schränke, die Bilder und das Porzellan bei der Hinterlassenschaft; er gedachte nach der Lösung seiner Geschäftsverhältnisse in Indien sich in Deutschland

jetzt niederzulassen, und wollte hierfür diese alten schönen Stücke erwerben. Es kam ihm nicht entfernt der Gedanke, daß dies junge Mädchen gleichfalls auf diese „Altertümer" ihr Auge geworfen haben könnte. Derartige Neigungen pflegen junge Mädchen ja nicht zu haben — die Stücke würden auch teuer werden und die Emma Reuthmann war geizig, so überlegte er. Er kam zu dem Schluß, daß die Erbin bei der Versteigerung wohl nur deshalb anwesend sein wollte, um ihre Geldinteressen zu wahren.

Bei seiner Anwesenheit in Neuenbürg hatte er sich nach den Verhältnissen seiner Miterbin erkundigt und nur erfahren, daß sie ein Uhrengeschäft betriebe. Er hatte darauf eine Fußtour durch den Schwarzwald gemacht und erst heute hatte ihn der Zufall mit seiner Verwandten zusammengeführt. Wäre Emmas Anwalt nicht zu einer Streitsache für einige Tage verreist gewesen, so hätte Emma wahrscheinlich schon am 30. Mai die Nachricht von der Ankunft des Erben empfangen; die beiden Erben würden in diesem Fall sich vielleicht gar nicht gesehen haben, und diese vollkommen wahrhafte Geschichte würde dann wohl kaum geschrieben worden sein.

Auch zum Abendessen ließ Emma sich nicht blicken. Sie saß in ihrem kleinen Zimmer und starrte vor sich hin. Es war ihr seltsam bang zu Mute, es bedrückte sie eine Zentnerlast. Was sie befürchtete, war eingetroffen — sie würde mit dem ihr so widerwärtigen Erben

nun persönlich in Verkehr treten müssen — wahrscheinlich schon morgen bei der Versteigerung würde sich das gar nicht vermeiden lassen, denn der Mann wäre ja nicht hergekommen, wenn er nicht Gegenstände von dem Mobiliar beanspruchte. Zudem lastete noch etwas auf ihrer Seele, etwas Ungeheures, Entsetzliches, was sie fast zum Weinen zwang, wenn der junge Mann sie ansah, fühlte sie sich wie entwaffnet, weich, schwach, sie verlor jeden Mut, jede Festigkeit. Seine Persönlichkeit, sein Gesicht stand ihr unablässig vor Augen; sie konnte es nicht bannen, es verwirrte sie und erweckte ihr ein Gefühl zum Weinen.

Die Nacht verging Emma sehr unruhig, sie war schon um fünf Uhr wach und stand völlig angekleidet am Fenster und sah zu dem Hause, wo sie einst kurze Zeit bei der Großtante verweilte und unruhige drückende Stunden verlebte. Das Haus schien ihr kein Glück bringen zu sollen — weshalb sah sie sonst so unruhig aufgeregt, das Herz voll banger Erwartung hinüber —

Um neun Uhr begann die Versteigerung.

Es war nicht viel Publikum anwesend. Ein paar Händler, einige Gasthofsbesitzer aus der Umgegend, ein halbes Dutzend Bauernfrauen, einige Forstbeamte.

Emma stand neben dem Schreiber, die Augenbrauen finster zusammengezogen, den Mund fest geschlossen und sehr bleich, sie erhob ihren Blick nicht, sie schaute krampfhaft starr vor sich nieder.

Jetzt trat Anton ein. Er machte eine Verbeugung vor Emma, welche diese nicht zu bemerken schien, und nahm Platz am andern Ende des Tisches neben dem Ausrufer.

Auf Wunsch der Händler, welche nicht viel Zeit hatten, kamen die „Altertümer" zuerst.

Ein Service mit blauen Blumen, eine Kanne, ein Milchtopf, sechs Tassen, ein Porzellanbrett — fünfundzwanzig Mark. — Emma bot dreißig Mark.

Anton warf einen schnellen, scharfen Blick auf das junge Mädchen, dessen Gesicht finsteren Trotz zeigte, und bot fünfzig Mark — ein Händler fünf Mark mehr — Emma siebzig Mark — Anton mit kalter ruhiger Stimme hundert Mark.

Emma zitterte, ein feindseliger Blick fiel von ihr zu dem jungen Mann. Sie bot nicht mehr — die Händler schwiegen, und das Service wurde Anton zugeschlagen.

Ein Theegeschirr, Delfter Porzellan mit Büchsen, holländisches Steingut — Anschlag dreißig Mark. Emma richtete sich auf und flüsterte fünfzig Mark.

Anton, wieder einen verwunderten, prüfenden Blick auf das Mädchen werfend, bot ruhig und kalt hundert Mark.

Emma, die kräftige Hand auf den Tisch stützend, hundertfünfzig. — Anton zweihundert.

Nur Gemurmel unter den Anwesenden — das Theegeschirr erhielt Anton.

So ging es weiter. Emma überbot Anton hart-

näckig stets um bedeutende Summen. Anton übertrumpfte jedesmal seine Miterbin und ließ ihr kein Stück.

Er warf zuletzt gar keinen Blick mehr auf das junge Mädchen und es kam einmal unhörbar über seine Lippen: „O diese Habsucht. Sie verteuert mir die Stücke, um so viel wie möglich für sich herauszuschlagen, aber ich werde sie auch einmal dafür bestrafen."

Es kam ein alter Eichenholzschrank mit Engelsköpfen, Säulen, biblischen Scenen, Rosenguirlanden — Anschlag dreihundert Mark. Anton rief sofort tausend Mark, Emma tausendeinhundert — Anton schwieg — die Händler stießen sich an und boten nicht mehr. Emma erhielt den Schrank, Anton schaute sie an. Sie war rot im Gesicht und atmete schwer.

Der Erbe glaubte, die Ursache hiervon wäre Zorn über die Verteuerung seinerseits; es verdroß ihn, seinem ritterlichen Fühlen nach, sich an einer Dame gerächt zu haben, auch wenn diese noch so habsüchtig wäre.

Ein zweiter Schrank kam — Emma bot stark darauf, die Händler gleichfalls, Anton erhielt ihn.

So ging es weiter. Die Händler, welche einsahen, daß gegen die Erben nicht aufzukommen war, gingen, ihren Zeitverlust beklagend, verdrossen fort. Von den übrigen anwesenden Käufern beteiligte sich niemand bei den teuren „Altertümern" und das Ringen um den Besitz derselben fand nur zwischen den beiden Erben statt. Hierbei bekam Emma nicht ein Stück, weil sie nach hef-

tigen, plötzlichen Anläufen schließlich stets schwieg — namentlich dann, wenn Antons Gesicht einen verächtlichen Ausdruck annahm und er einen seiner seltsamen Blicke zu ihr herüberwarf, was sie trotz ihrer gesenkten Augen jedesmal wahrzunehmen schien.

Auf die Haushaltungsgegenstände bot Emma nicht; sie war im Begriff eben fortzugehen, als sie hörte, daß der abscheuliche Miterbe auch Bettstücke einsteigerte. Er mußte also wohl verheiratet sein — das gab ihr seltsamerweise einen heftigen Stich ins Herz und interessierte sie derartig, daß sie dablieb.

Anton kaufte alle wohlerhaltenen und für eine moderne Haushaltung noch brauchbaren Gegenstände, und Emma sah jedes Stück hiervon — sie wußte nicht warum — mit einem schmerzlichen Gefühl in seinen Besitz übergehen.

Anton war sehr verwundert, daß seine Partnerin bei der Erbschaft ihm gar nichts mehr verteuerte und daß ihr Gesicht mit einemmal einen milden, wehmütig schmerzlichen Ausdruck angenommen hatte. Er begriff diese Wandlung gar nicht und das Verhalten seiner Miterbin gab ihm von neuem ein Rätsel auf.

Gegen sechs Uhr nachmittags war die Versteigerung zu Ende und Anton hatte neben den „Altertümern" einen vollständigen Familienhausrat zusammengekauft.

Emma hatte erst kurz vor Schluß der Auktion das Zimmer verlassen. Die Beamten zählten ihr Geld und

ordneten ihre Protokolle, währenddessen der junge Mann umherging und seine Herrlichkeiten betrachtete. —

Er konnte jetzt heiraten, sagte er sich, und zwar eine Witwe mit einem halben Dutzend Kindern, ohne daß diese ein Stück Ausstattung mitbrächten, denn so viel Betten, Tische, Stühle und so fort besaß er jetzt. Wozu hatte er sich das Zeug alles gekauft und was wollte er jetzt damit anfangen — wo es lassen? diese Frage legte er sich nun vor.

Allerdings hatte er die Absicht, in wenigen Monaten in Deutschland sich niederzulassen und zu heiraten — aber wo war die Frau? Er kannte kein Mädchen, das ihn zu dem bedeutungsvollen Schritt veranlassen könnte. Es konnte möglicherweise jahrelang dauern, bis er nach seiner eigentümlichen Geschmacksrichtung eine fand, die ihm behagte. Er hatte die Sachen eigentlich nur gekauft in erster Linie in Neugierde auf Emmas Verhalten, und in der zweiten, weil sie echt, gut, gediegen waren und sehr billig kamen.

Seine Gedanken blieben haften bei seiner Miterbin. Es ist schade, sagte er sich, daß dies Mädchen so habsüchtig ist; hier kann man sehen, philosophierte er weiter, wie das Aeußere oft täuscht. Das Mädchen ist eine noble Erscheinung. Ihr Gesicht hat einen großen Stil und ist charaktervoll und edel im Ausdruck. Es hat nichts Kleinliches, Niedriges — und doch ist dies Mädchen sichtlich geizig und habgierig, und mein Erscheinen

ist ihr im höchsten Grade ungelegen gekommen — sie ist voll Zorn gegen mich, weil ich ihr die Erbschaft verringere — sie haßt mich vielleicht deshalb bitter. Anton schüttelte ernst das blonde Haupt. Ihre Erscheinung und ihr Wesen entsprechen sonst vollkommen dem, wie ich es bei der Frau wünsche, grübelte er weiter. Es ist selten zu finden. Wie sonderbar ihr Gesicht sich im Laufe der Versteigerung veränderte? Was mochte hiervon die Ursache sein? und Anton versank über diesen Umstand in tiefes Nachsinnen.

Währenddessen war die von seinen Gedanken umsponnene Miterbin in den nahegelegenen Wald hinausgewandert; sie hatte die Blicke zur Erde gesenkt und dachte darüber nach, wie merkwürdig es wäre, daß beinahe plötzlich ihr Haß gegen den Anton Mechringer in eine Art Schmerz sich umgewandelt. Sie ward rot bei der Erinnerung, daß diese Wendung eingetreten in dem Moment, wo er die Haushaltungsgegenstände einkaufte und sie daraus ersah, daß er verheiratet war — und sie schämte sich dieser Empfindungen wegen. Bist du denn neidisch auf die Frau, die ihn besitzt — liebst du ihn denn? fragte sie sich, und sie geriet mit einemmal in ein Schnelllaufen, als ob sie verfolgt würde.

Ganz erschöpft machte sie Halt und setzte sich auf einen Stein am Wege nieder. Sie sah in die grüne Dämmerung des Waldes, wo Falter auf und nieder schwebten und das Gold der schon sich senkenden Sonne

große Spinnengewebe regenbogenfarbig erleuchtete. — Sie sah dies mechanisch, denn ihre Seele sah nur Anton Meehringer, die schlanke Gestalt, das bleiche, von der tropischen Sonne etwas gelblich gefärbte Gesicht und die klugen, ernst und vornehm blickenden Augen — und Emma empfand einen so heftigen Zorn und Schmerz über sich selbst, daß sie von dem Stein aufsprang und hastig tiefer in den Wald hineinging.

Es war ganz dunkel schon, als sie von ihrem stürmischen Spaziergang heimkehrte und sofort ihr Zimmer aufsuchte, wo sie den Rest des Abends wieder allein verblieb.

Anton verbrachte den Abend auch recht einsam und gedankenvoll. Er hatte für morgen den Anwalt Emmas in Neuenbürg um eine Unterredung gebeten der Teilung der Erbschaft wegen, um sich mit seiner Partnerin an dem Nachlaß auseinanderzusetzen. Wie würde diese sich dabei benehmen —? Ihrem Charakter gemäß dürfte das eine nicht angenehme Verhandlung geben ... Ob sie bei dieser zugegen sein oder ihrem Anwalt ganz für sie zu handeln Machtvollkommenheit erteilen würde —? Der junge Mann fürchtete ihre Anwesenheit morgen, weil diese wahrscheinlich ihr Charakterbild für ihn noch mehr entstellen würde — und doch wünschte er ihre Gegenwart, wünschte er sie noch einmal zu sehen, mit ihr noch einmal zusammen zu sein. — In diesem Zwiespalt der Gefühle und Gedanken schlief er endlich spät ein.

Am nächsten Morgen stand die Sonne schon um

fünf Uhr in außergewöhnlicher Klarheit am Himmel und strahlte grelles Gold auf Wiesen und Wald. — Kein Lüftchen regte sich, es war jetzt in der Frühe schon heiß und bleifarbene Dunstmassen zeigten sich, die, über einen Waldkamm kommend, allmählich sich zu schwarzgrauen, scharfumränderten und dort unheimlich glänzend erleuchteten Wolken verdichteten.

Bald auch verhüllte sich das Blau des Himmels an der entgegengesetzten Seite der Ebene mit schweren Dünsten, die so schnell aufstiegen, daß in kaum einer Stunde das ganze Firmament mit trüben schwerhängenden Wolken bedeckt war.

Die Sonne war verschwunden, der Vogelgesang verstummt, eine drückende Schwüle, etwas wie zornig finstere, bange Erwartung lastete auf der Natur.

Ein schweres Gewitter war über den Bergen ringsum heraufgestiegen und entlud sich nun in Sturmstößen, krachendem Donner, blendenden Blitzen und wolkenbruchartigen Regengüssen.

Es war fraglich, ob bei diesem Unwetter die Fahrpost abgehen konnte, denn die neue, bequeme Fahrstraße war erst im Bau begriffen, und man mußte auf der alten Straße fahren, die bei starken Regen an den schräg darüber hinlaufenden Wasserabflüssen oft bedenklich ausgespült wurde.

Anton sowohl wie Emma hatten Postplätze bestellt. Emma erst einige Stunden später als ihr Miterbe; sie

wollte, wie sie der Wirtin, von der es Anton erfuhr, gesagt hatte, noch einige Tage hier oben verweilen — da änderte eine in der Frühe angekommene Depesche ihres Rechtsanwaltes ihren Entschluß. Gegen Mittag hatte sich das Gewitter ausgetobt, aber einen kalten, grauen, regendrohenden Himmel hinterlassen.

Es blies ein scharfer Wind, der den Aufenthalt im Freien unlieblich machte.

Anton hielt sich deshalb ungeduldig im Wirtszimmer auf und hoffte, hier Emma zu sehen und ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, weil er nach der Aussage der Wirtin glaubte, daß er sie heute bei dem Rechtsanwalt nicht treffen würde, und es drängte ihn seltsamerweise, die Stimme seiner Reisegefährtin, nicht wie sie im Auktionskampf entstellt war, sondern im natürlichen Klange, zu vernehmen, überhaupt vor seiner Abreise nach Indien einmal mit ihr zu sprechen. Es war dies eine ganz eigentümliche Neugierde, ja beinahe ein heftiger Wunsch.

Emma blieb jedoch, für ihn unsichtbar, auf ihrem Zimmer.

Durch Holzfäller, welche die Straße heraufgewandert waren, kam der Bericht, daß der Fahrweg nur wenig gelitten habe. — Die Post ging also um zwei Uhr zur bestimmten Stunde ab; gleichzeitig erfuhr Anton, daß das Fräulein mitreiste, was ihm eine angenehme Empfindung erweckte.

Emma hatte versucht, für sich allein ein Wägelchen

zur Eisenbahnstation zu mieten. Es gelang ihr das nicht, da die Händler die zwei verfügbaren Kaleschen in ihre Dienste genommen hatten und schon gestern abend abgereist waren. — So stand sie denn zur Abgangszeit der Post neben der gelben Kutsche, sah sehr eifrig und wißbegierig die Pferde anschirren und hörte mit klopfendem Herzen Anton Meehringer mit dem Postmeister über den Weg verhandeln.

Der Postillon öffnete den Schlag, Emma stieg in den Wagen, nahm im Fond Platz, Anton folgte ihr und setzte sich bescheiden, wie bei der Herfahrt, ihr gegenüber auf den Rücksitz.

Er hatte sich beim Einsteigen höflich vor Emma verneigt und sie den Gruß stillschweigend, gesenkten Blicks mit einem kurzen Neigen des Kopfes erwidert.

Die Postkutsche setzte sich in Bewegung und rollte auf der Hochebene in schneller Gangart dem Walde zu.

Der Wind hatte sich verstärkt, über eine Anzahl von Höhenzügen streifend, die wie düster graublaue Meereswogen aussahen, erinnerte er in seinem Rauschen an die dumpfe, bald stärker, bald schwächer tosende Brandung des Ozeans, und die beiden Reisenden lauschten dieser gewaltigen Melodie schweigend und ernsten Antlitzes.

Der Wald umfing die Post. Es war regennaß und sein sonst so lieblicher grüngoldiger Dämmer zwischen den Bäumen von Nebel erfüllt.

Emma sah beharrlich auf die triefenden Stämme, und ihr Reisegefährte suchte nach einer passenden Anrede, die heute dem sonst so Gewandten auf dem Gebiete der Unterhaltung nicht in den Sinn kommen wollte.

Emma sah ganz verändert aus. Bleicher zwar als vorher, aber jeder Zug von Härte, Finsterkeit und Trotz war aus ihrem Gesichte verschwunden. Dies hatte etwas in sich Versunkenes, sanft Verschleiertes, das auf Anton einen geheimnisvollen Reiz ausübte.

Der Weg senkte sich stark abwärts. Der Postillon drehte eilig an der Hemmvorrichtung.

Plötzlich gab es eine gewaltige Erschütterung, der vordere Teil des Wagens mit dem Rücksitze Antons senkte sich heftig so tief, daß bei dem Ruck die gedankenvoll dasitzende Emma von ihrem Sitze flog, gegen Anton fiel mit ihrem Munde auf seine Wange und mit ihren Armen, die sie instinktiv ausstreckte, um sich irgendwo zu halten, auf des Gegenübersitzenden Schultern.

Mit einem Ruck schleuderte der Wagen aus der Regenrinne, in welche er geraten war.

Emma saß wieder auf ihrem Sitze, aber sie hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und schluchzte und weinte herzbrechend.

Anton war durch diesen Vorgang, der sich sekundenschnell abspielte, ganz außer Fassung geraten — er fühlte immer noch die Berührung ihres Mundes auf seiner Wange, eines Druckes, der einem kurzen leidenschaftlichen

Kuß glich, er vermeinte immer noch das Lasten ihrer Arme auf seinen Schultern zu verspüren.

Da gab es einen neuen Stoß. Die Vorderräder der Postkutsche hatten eine zweite Regenrinne übersprungen, die Hinterräder jedoch waren mit Gewalt hineingefahren, und Anton, der sich nicht halten konnte, flog vornüber und kam mit seinem Munde für einen Moment auf seiner Reisegefährtin Stirn.

Der Postwagen rutschte schleifend den schlechten Weg abwärts.

Anton saß zuerst ganz erstarrt auf dem Sitze, den er eilig wieder eingenommen hatte und wo er sich krampfhaft festhielt.

Emma weinte noch heftiger und schluchzte wie in bitterster Verzweiflung. Das rüttelte Anton aus seiner Erstarrung.

Dieser Gefühlsausbruch des jungen Mädchens, das so viel Festigkeit gezeigt, überraschte ihn und ging ihm tief zu Herzen. — Er konnte überhaupt Frauen nicht weinen sehen, das war eine Waffe, die ihn trotz seiner großen Lebenserfahrungen stets nervös und weich machte. Er ergriff daher in einer wirklich krampfhaften Hast die Hände des Mädchens, zog sie vom Gesicht und sprach bebend: „Aber Fräulein — das ist doch keine Ursache, so außer sich zu geraten — das hat ja gar nichts auf sich.“

Seine Reisegefährtin ließ ihre Hände in den seinen und weinte weiter.

Mit größerer Festigkeit in der Stimme fuhr Anton fort: „Sehen Sie, Fräulein, das Schicksal will nicht, daß wir fremd und ohne ein Wort miteinander gesprochen zu haben, auseinander gehen. Es hat uns mit einem Gewaltstreich zu nähern gesucht. — Und ich glaube auch nicht, daß Sie so habgierig sind," kam es plötzlich, er wußte nicht wie, über seine Lippen.

Emma hörte auf zu weinen und sah den jungen Mann, der immer noch ihre Hände hielt, an, als ob sie mühsam nach dem Verständnis seiner Worte ringen müßte. „Habgierig, habgierig," wiederholte sie mehreremal, indem sie ihm die Hände entzog.

„Ich habe mich geirrt — ich bin sicher, ich habe mich geirrt — es ist zweifellos so," sprach Anton darauf eifrig weiter. „Jedoch Ihr Auftreten veranlaßte in mir diese falsche Vorstellung. Es kann ja gar nicht sein, — das ist gar nicht mit Ihnen vereinbar. Nur als Sie von meinem Erscheinen so sichtlich unangenehm sich getroffen zeigten, konnte man widerwillig auf eine solche Annahme geleitet werden," tröstete Anton das Mädchen und entschuldigte seine böse Meinung von ihr.

„Habgierig," fiel jetzt Emma ein, und vor ihren Augen zerriß es wie ein Schleier. „O wahrlich, da haben Sie sich sehr getäuscht. Ich hänge nicht am Gelde. Es war ein alter eingewurzelter Familienhaß," kam es leise von den Lippen des jungen Mädchens.

„Ein Familienhaß!" wiederholte Anton staunend,

seine Reisegefährtin anblickend, welche, die Augen gesenkt, wie scheu und schüchtern vor ihm saß.

„Ja, es war mir anerzogen, ich konnte mich von ihm nicht losmachen," vervollständigte Emma ihr Geständnis. „Ich sehe, daß Sie davon gar nichts wissen. Mein Herz lebt im Haß. Wir Frauen sollen ja zuerst vergeben und vergessen. Ich that das nicht, ich konnte das nicht," klagte Emma sich an. „Ihr Herz war rein von dieser bösen Leidenschaft. Alle Schuld ist auf meiner Seite. Ich habe mich unverantwortlich gegen Sie benommen," und das junge Mädchen schlug wieder die Hände vor das Gesicht und ihre Thränen flossen von neuem.

„Fräulein, lassen Sie das Weinen!" rief Anton jetzt beinahe heftig. „Ich begreife nicht, wie Sie die Sache so schwer nehmen können. Sie haben mir ja gar nichts gethan — absolut nichts. Sie sehen die Dinge in einer krankhaften Aufregung an." Und um der ihm peinlichen Scene eine heitere Wendung zu geben, fügte er scherzhaft hinzu: „Ach, liebes Fräulein, als ein lediger Mann kann ich das Weinen der Frauen nicht ertragen, vielleicht erlange ich darin mehr Uebung, geht das besser, wenn ich verheiratet bin."

Emmas Thränen versiegten bei diesen Worten überraschend schnell. „Sie sind nicht verheiratet?" hauchte sie.

„Nein, das bin ich wirklich nicht," bestätigte der junge Mann lächelnd. „Mein wütendes Kaufen von Hausrat führte wahrscheinlich zu diesem Glauben — je-

doch ich will mich verheiraten," fügte er heiter, indem er Emmas Blick zu erhaschen versuchte, hinzu. „Ich gehe darauf aus, ich habe das ernste Bestreben. Ob es mir gelingen wird — ich glaube es beinahe nicht. Ich scheine kein Talent zur Gewinnung von Herzen zu haben." So endigte er mit dem Blick auf Emma in beziehungsvollem Tone. Emma schaute bei diesen Worten eifrig in den Wald hinaus, wo die durchbrechende Sonne den Nebel zu erleuchten und zu verscheuchen begann. Lange Pause.

„Fräulein," nahm Anton endlich wieder mit launigem Ernst den Faden des Gespräches auf, „glauben Sie nicht, daß diese Erbschaftsangelegenheit eine Fügung des Himmels für uns war?"

Emma zeigte ein starkes Rotwerden und suchte emsig etwas draußen zwischen den Stämmen. Eine Meinungsäußerung über diese Frage kam jedoch nicht von ihrem Munde.

„Ich glaube nicht," fuhr Anton fort, „daß das Regenwetter ein blinder Zufall gewesen. Ich bin der Ansicht, daß dieser schlechte Weg der beste Weg für uns ist — ein ganz besonders für uns präparierter Weg. — Mir kommt es beinahe vor, als hätte der Himmel durch ihn uns beiden sagen lassen wollen: ‚Du gehörst zu ihm und er gehört zu dir!'" Emma zitterte und bebte sichtbar.

Anton bemerkte dies, und um seine Reisegefährtin nicht länger in solcher Aufregung zu erhalten, ging er aus dem halb scherzhaften in einen ernsten Ton über, der trotz der leisen Form des Ausdrucks ein tiefes Fühlen

durchhören ließ. „Ich bin durch mein transatlantisches Leben gewöhnt," fuhr er fort, „schnell und vielleicht nicht ganz europäisch passend zu handeln. Nun, mein Fräulein, wenn Sie das, was ich eben sagte, kränkte und verletzte, so geben Sie mir nur mit der Hand einen Wink, und ich steige aus."

Emma gab den Wink nicht und ließ es geschehen, daß Anton ihre Hand nahm. Ihr Gesicht blieb dem Walde zugewendet.

„Lassen Sie doch den dummen Wald, Fräulein," rief lebhaft der Miterbe, „Sie werden doch Ihr und mein Schicksal nicht herauslesen — es ist ja schon entschieden!" — und Anton ergriff auch die andre Hand Emmas. „Jetzt sehen Sie mich einmal an, Emma," sprach der junge Mann. „Schlagen Sie Ihre Augen auf, Emma," wiederholte Anton, „was fürchten Sie, was macht Sie erzittern, wovor bangen Sie? Hier sitzt Ihr guter Freund, der nichts Schlechtes von Ihnen glauben konnte, nichts Häßliches von Ihnen glauben wollte, weil er von der ersten Stunde an, als er Sie sah, Sie betrachten mußte als die, welche er suchte, welche ihm vom Schicksal beschieden. Lassen Sie mich in Ihren Augen Ihre Antwort lesen."

Emma schaute voll innigen Gefühls zu Anton auf.

Da blies der Postillon, die Station Höfen war erreicht und die Post hielt.